

*Missionar J. G. Christaller*

*Erinnerungen aus seinem Leben*

*Geschrieben und zusammengestellt von Else Schubert Christaller, 1929*

*Apostelgeschichte 9, 15:*

*Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug,  
Dass er meinen Namen trage vor den Heiden.*

*Kompiliert von J.M. Schubert und E.F. Schubert, 2006*



Johann Gottlieb Christaller



Johann Gottlieb Christaller, in seinem letzten Lebensjahr

Aus einem am Kap Palmas englisch gedruckten alten  
Monatsblatt:

Kurzweiser der Betrachtung:

1. Entdeckung der Sünde,
2. Liebe zu Christo,
3. Verlangen nach Gottes Noth,
4. Liebe zu Christi Gliedern,
5. Verlangen nach dem Himmel,
6. Ein Geist des Gebets,
7. Barmhertzigkeit, Verlangen zu verzeihen,
8. Liebe zu Gottes Gütern,
9. Vollbringung der Gerechtigkeit  
in dem Himmel Gottes,
10. Persönliche Versuchung zur  
Errettung od. Seligkeit.

Diese Punkte sollst du einmahl mit Mühe zu verstehen  
versuchen. Deine Absichtskalendar wolle! *Dein Gott im Himmel  
ist in der Welt*

Handschrift von Johann Gottlieb Christaller

## Einleitung

Manche Menschen leben leicht. Wie eine Pflanze ohne Qual Wachsen, Blühen und Reifen erfüllt, so ist Sollen, Wollen und Tun in ihnen naturhaft eins, und sie zu sehen ist lieblich wie ein Anblick der Natur.

Andere Menschen aber leben schwer. Ihnen wächst nichts zu, es muss alles erkämpft werden, ein Geist herrscht in ihrer Brust, der anders will als das naturhafte Wesen, der alle Kräfte in sich reißt. Auf manche Blüte menschlichen Seins müssen diese verzichten, manche Seite ihres Wesens aufgeben, um in Bereitschaft nur dem Höheren entgegen zu wachsen. Diese Menschen erschüttern uns. Das Ideal, der Geist, Gott zeigt sich in ihnen als Wirklichkeit, der man alles aufopfern kann. Aber aus ihrem Kampfe fallen uns Andern Früchte zu, und wir können nicht vergelten, nur danken.

Ein solcher Mensch war Christaller, und einem solchen Dank soll dieses Buch gewidmet sein, das etwas von dem ausspricht, was die Herzen bewegte, als an seinem hundertsten Geburtstag in seiner Vaterstadt Winnenden eine Gedenktafel für ihn angebracht wurde.

Im Grund war Christaller mehr eine Gelehrtennatur. Auf das stille Werk des Studierzimmers beschränkt, hätte er mit seiner außerordentlichen Sprachbegabung und seiner bis ins kleinste gehenden Treue und Zuverlässigkeit auch Wertvolles geleistet und von seinem Leben viel Schweres ferngehalten. Aber früh schon wurde er zum Kampf gerufen, zum Kampf um Gott, und er verbarg sich nicht.

Er suchte nicht Gott um der Lust des Besitzens willen, sondern half damit andern und erfüllte sie mit der gleichen Glut des Liebens und Geliebtwerdens. Er lernte nicht um der Lust des Wissens willen, sondern um weiterzulehren und zuwirken für das Reich Gottes. Er nahm Bitterkeiten und schwere Verluste auf sich, die er bei weniger Eiferleicht hätte vermeiden können. Auch nicht in äußeren Glanz und Ehre führte ihn sein Leben, aber doch war es glücklich, denn er war ganz und vollkommen *einer* Sache hingegeben – und wohl dem Menschen, dessen Leben eine Hingabe an den Höchsten ist.

In den folgenden Blättern wird sein Leben vor uns aufgerollt. Wir sehen eine unendlich liebenswürdige und rührende Gestalt mit dem stillen Adel, ehrfurchtsgebietend in ihrer Demut, den schweren Lebensweg gehen. Uns aber ist Not, in dieser Zeit den Blick auf Menschen zu richten, die reinen Herzens sind.

Else Schubert-Christaller, 1929  
(Tochter von Helene Christaller)



## 1. Wie Christaller Missionar wurde

In der Stube eines kleinen, nahe der alten Stadtmauer gelegenen Häuschens, zu dem man nur durch einen schmalen Winkel kommen konnte, sitzen 8 – 10 junge Mädchen, die das Nähen lernen. Lehrerinnen sind die 2 Töchter Johanne und Gottliebin der Witwe Christaller, die sich nach dem frühen Tod ihres Mannes mit ihren Kindern redlich durchschlägt. Alle sind eifrig bei der Arbeit. Da geht die Tür auf und ein schwächlicher junger Mann, das jüngste Kind der Witwe, tritt herein, geht schweigend durch die Stube an den Mädchen vorbei und verschwindet in dem anliegenden Zimmer, das offenbar keinen eigenen Ausgang hat, Bald ist Schluss der Arbeit. Die Mädchen packen ihre Sachen zusammen und ehe sie auseinander gehen, singen sie mit fröhlichen Stimmen:

Nun, wir gehen jetzt auseinander, weil die Zeit verflissen ist;  
Doch wir folgen miteinander Dir im Geist, Herr Jesu Christ.  
Halleluja, Halleluja Heil dem Lamme, Gloria!

Binde uns recht fest zusammen, Her, durch Deine Liebesmacht;  
Bis uns Deines Geistes Flammen in den rechten Stand gebracht.  
Halleluja, Halleluja Heil dem Lamme, Gloria!

Das sind Erinnerungen einer nun bald 98jährigen Greisin, die in die Nähstunde zu den Schwestern Christaller ging.

In solcher Lust ist Johann Gottlieb Christaller aufgewachsen. Dort in dem stillen, schwäbischen Landstädtchen Winnenden, 4 Stunden von Stuttgart entfernt, war er am 19. November 1827 geboren worden. Sein Vater war Schneider, der viel in Kundenhäusern nähte. Er besaß eine besondere Vorliebe für Bücher und bei Versteigerungen kaufte er Bücher aller Art, besonders Predigten und Erbauungsbücher, die er teils weiter verbreitete, teils für sich behielt. So brachte er eine Büchersammlung von etwa 2000 Bänden zusammen, die er dann gegen einen geringen Lesezins auslieh. Im Jahre 1819 verheiratete er sich, 35jährig, mit einer gleichaltrigen Bäckerstochter von Grunbach, die in Winnenden im Dienst war. Die Winnender wollten ihr kein Bürgerrecht geben, „weil man eine schwächliche Nachkommenschaft fürchtete“ und weil sie nur 182 Gulden Ersparnis in die Ehe mitbringen konnte. Aber die Familie hat der Stadt fürwahr keine Schande gemacht. Die 2 Töchter haben später zwei Freunde geheiratet, die beide Taubstummlehrer waren, von denen der eine Rapp in Frankfurt, der andere Maerke in Schwäbisch Gmünd, je an der Taubstummenschule im Segen wirkten. Ihre Familien blühen noch in vielen Zweigen weiter.

Doch wir kehren zurück zu dem Schneiderehepaar in Winnenden. Das Glück der Familie fand ein jähes Ende. Im Februar 1829 war der Vater nach Fellbach gewandert, um eine Besorgung zu machen. Auf dem Rückweg kehrte er in Neustadt bei Waiblingen bei den Brüdern der Gemeinschaft ein, denn er war ein getreuer Stundenmann. Es wurde Nacht. Die Brüder wollten ihn zurückhalten, aber es trieb ihn nach Hause. Auf dem Heimweg verirrte er sich. Er geriet in Weinberge, wo er sich an einem Pfahl ein Auge ausstieß. Als er die Unmöglichkeit erkannte, weiter nach Hause zu kommen, legte er sich in den Weinbergen an einen geeigneten freieren Orte, sein Päckchen unter dem Haupt, ordentlich nieder und wurde so, dass man sehen konnte, er habe sich ganz auf den Tod vorbereitet, erst nach 6 Tagen erfroren gefunden und in Neustadt beerdigt. Das war ein harter Schlag für die Mutter, der auch noch im gleichen Jahr der Vater starb. Aber mutig nahm sie mit ihren zwei Töchtern und dem erst 5/4 Jahre alten Söhnchen den Kampf des Lebens auf. Die Bücher wurden zum

größten Teil verkauft, nur die 200 wertvollsten behielt sie und der Lesezins gab ihr eine kleine Einnahme. Auch die Kinder lasen eifrig in den Büchern und der Sohn meinte später: „Es mag wohl sein, dass hier durch die Ausbildung der uns von Gott geschenkten Geisteskräfte gefördert wurde; denn alle drei nahmen die ersten Plätze in der Schule ein.“

Von Jugend an war dem kleinen Johann Gottlieb ein schüchternes, eingezogenes Wesen eigen, das ihm bis zu einem gewissen Grad bis ins Alter verblieb. So fand er wenig Geschmack an dem Treiben seiner Mitschüler. Ja, jedes unnütze und wertlose Geschwätz war dem wortkargen und ernst gesinnten Schüler zuwider. Doch frühe regte sich in ihm der Missionstrieb. „Schon aus dem ersten Schuljahr kann ich mich er Freude, anderen mitzuteilen, was ich selbst Gutes gelernt habe, z. B. ein Kinderlied, erinnern.“ Mit besonderer Begier las er die zweimal zweiundfünfzig biblischen Geschichten von Dr. Barth (1799 – 1862) dem großen Kinder- und Missionsfreund und Gründer des Calwer Verlagsvereins, und zeigte sie seinen Mitschülern. 1832 wurde die erste Auflage gedruckt, 1928 erschien die 465. Auflage. In mehr als 70 Sprachen sind diese biblischen Geschichten übersetzt und sie waren das erste Buch, das Christaller später in der Tschisprache durch den Druck führte.

Die Mutter hätte gerne ihren Sohn in die Lateinschule geschickt, aber sie war zu arm, um das Schulgeld zu bezahlen. Da ließ der Herr Präzeptor Kieser den strebsamen Jungen umsonst am Unterricht teilnehmen. Das war nun auch mal ein Schüler, der mit Lust und Liebe seine Wörterbücher und Grammatiken „verschläng“ und so seinem wackeren Lehrer durch Eifer und rasche Fortschritte lohnte. Zu den Büchern zog es ihn „wie die Ente zum Wasser“. So gab ihm denn sein Lehrer noch besondere Stunden zur Förderung und meinte, er müsse unter allen Umständen studieren. Eine zeitlang freuten sich Schüler und Lehrer, Mutter und Schwestern über diese Aussicht, aber als man die Kosten überschlug, musste verzichtet werden, so hart es den strebsamen Schüler ankam. Der Vierzehnjährige musste daran denken, einen Beruf zu wählen, in dem er möglichst bald sein eigenes Brot verdienen konnte. So trat er bei dem Stadtschultheiß Kühner auf den Rathhaus als Schreiber ein, wo der tüchtige Lehrling seinem Vorgesetzten bald einen Gehilfen ersparte. Nach Beendigung der 3jährigen Lehrzeit erhielt er als Verwaltungsgehilfe eine feste Stellung. Die Winnenden waren voll Lob über den fleißigen und gescheiten Rathhauschreiber, der Gast ohne von der Arbeit aufzusehen, seinen Landsleuten Rat in ihren mannigfaltigen Anliegen erteilte. Seinem stillen Wesen blieb er auch als Jüngling treu. Auch jetzt zog er einsame Spaziergänge und sinnendes Nachdenken dem geselligen Zusammensein mit Altersgenossen vor. Was ihn im Inneren bewegte, war das Sehnen nach der vollen Heilsgewissheit. Er empfand mit aller Klarheit, dass er diese Ziel noch nicht erreicht hatte, und auch seine Mutter und seine Schwestern konnten ihm damals nicht weiterhelfen, denn „der eigentlich christliche Geist waltete in unserem Hause nicht, auch vermag ich in mir kein lebendiges geistliches Leben bis auf mein letztes Schuljahr zu erkennen.“ Die Fragen, die ihn bewegten, fand er zum Ausdruck gebracht in einem Gedicht in der seit 1833 von Albert Knapp herausgegebenen Christoterpe mit der Überschrift:

Der geheime Mann  
Das Herz voll Liebe, meine Tage  
verschwinden in dem Strom der Zeit,  
und immer seufz' ich und beklage  
des Herzens Unbeständigkeit.  
Soll ich mein Leben so verkümmern,  
so fern von Deinem Lichte stehn,  
und im Verweinen edler Trümmer  
Am Ende noch verloren gehen?

In den Gebetsstunden vergoss er wohl Tränen der Freude und süßer Wehmut. Aber sonst freute ihn nichts, so dass die Amtsbotin, als er einmal mäßig lachte, verwundert sagte: „Jetzt sehe ich Sie doch einmal lachen.“ Seine einzigen Freudenquellen waren die Stunden, in denen ihn, den unwürdigen Sünder, der barmherzige Herr und Heiland seine Freundlichkeit und Liebe fühlen ließ. Aber es waren ihm nur Angelder der vollen Vergebung und als solche schon preis- und dankeswürdige Gnade. Das fühlte und wusste er wohl, dass er nur in Jesus Leben und volles Genüge finden konnte, wenn er glücklich werden wollte, und es kostete ihn noch einen langen Kampf, bis er das erreichte. Es war eben auch die Not des Entwicklungsalters, die ihn umtrieb. Eine mächtige Förderung seines inneren Lebens brachten ihm die Predigten und Missionsstunden des damaligen Oberhelfers Josenhans, die er fleißig besuchte. In einer solchen Missionsstunde sprach Josenhans in freiem Schlussgebet die Bitte aus, Gott möge auch aus dieser Gemeinde einen solchen sich herausnehmen, der als Heidenbote ausgesandt werden könne. Diese Bitte drang alsbald wie ein plötzlicher Schreck unserem Christaller in das Herz und er dacht: „Der könnte ich sein.“ Doch zuerst wehrte er sich gegen diesen Gedanken. Er sah darin eine Versuchung des Hochmuts und sagte niemand etwas davon. Einige Monate später – es war im Frühjahr 1846 – saß er, wie öfters, nachts mit Mutter und Schwestern um den Tisch, Während sie arbeiteten, las er aus dem „Heidenboten“ vor. Da sagte seine jüngere Schwester: „Der Gottlieb könnte jetzt auch Missionar werden.“ Auf dies sagte er ihnen, wie das seit einiger Zeit sein eigener Gedanke sei, und siehe da – Mutter wie Schwester fanden keine begründete Einwendung. Doch brauchte es noch geraume Zeit, bis er den Mut fand, mit Helfer Josenhans darüber zu sprechen. Was ihn so bewegte, brachte ihn innerlich doch weiter, wie er auch von seiner Mutter und seinen Schwestern bezeugt, dass das innere Leben bei ihnen immer mehr durchgedrungen sei. So hörte er einmal eine sanfte Stimm ein seinem Herzen: „Stehe auf, mein Sohn, deine Sünden sind Dir vergeben.“ Aber später konnte er sich wieder nicht daran halten. Es wurde ihm zweifelhaft, ob nicht diese Stimme von ihm selbst rührte. „Ich fand den Frieden mit Gott nicht völlig.“ Es gab wieder Kämpfe, ja, noch tiefere und herbere, aber auch dafür lernte er Gott danken. Denn als ihm auch die Zweifel an der Wahrheit der Bibel und der Echtheit der Person Jesu zu schaffen machten, da wäre er unterlegen, wenn ihm nicht sein großes Sündenelend das Evangelium von Jesu Christo, unserem Versöhner und Erlöser, teuer und wert gemacht hätte. „Ich fühlte zwar nicht etwa eine bestimmte oder ausdrückliche Versicherung meiner Sündenvergebung, wünschte sie wohl, aber erwartete sie auch nicht, noch verspürte ich einen außerordentlichen Ruck in meinem geistigen Leben. Aber doch ging eine wichtige Veränderung gewiss und wahrhaftig in mir vor. Es fand ein wirklicher Fortschritt statt, ich lernte den Glauben völliger in seinen kräftigen und wahren Art in mich aufnehmen.“ So war die Pfingstzeit 1847 für ihn eine besonders geeignete Zeit. Da gerade um diese Zeit der Baseler Missionsinspektor Hoffmann bei Josenhans in Winnenden auf Besuch war, so fasste er den Mut, sich bei ihm vorzustellen, und um Aufnahme ins Missionshaus zu bitten. Seine Meldung lief etwas zu spät ein, aber die Nachricht darüber gab ihm die Hoffnung, dass sie im nächsten Jahr Berücksichtigung finden werde. Die Zeit bis dahin benützte er um sich weiter vorzubereiten. Er hatte auch Gelegenheit, mit dem Schulhalten bekannt zu machen. Im Sommer 1848 besuchte er das Missionsfest in Basel und im September desselben Jahres wurde er wirklich als Zögling ins Missionshaus aufgenommen. Damit wurden alle seine anderen Pläne hinfällig, die er sich gemacht hatte, nämlich sich auf ein philologisches Examen vorzubereiten die Universität zu besuchen und dort die nötigen Studien für das höhere Verwaltungsfach zu machen.

Vier Jahre verbrachte nun Christaller mit der Vorbereitung auf den Missionsdienst in Basel, wo sein getreuer Seelsorger Josenhans 1850 die Leitung des Missionswerkes übernommen hatte. Seine Außerordentliche Begabung für fremde Sprachen fiel bald auf. Eines Tages



äußerte Josenhans seine Unzufriedenheit über einen Vorfall im Kreise der Zöglinge. Er machte seinem Unmut in einem kräftigen Ausspruch Luft, den er in griechischer Sprache den Zöglingen entgegennonnte. Ob die anderen dem Wortlaut nach begriffen, was er ihnen sagte, ist ungewiss. Aber unser Christaller erfasste Wort und Sinn. Doch mehr als der Unmut des Inspektors schmerzte ihn etwas anderes. Der Inspektor hatte in der Aufregung in seiner griechischen Scheltrede einen kleinen Sprachfehler gemacht, was im Griechischen leicht vorkommen kann. Dem aufmerksamen Schüler war der Schnitzer nicht entgangen, und in der folgenden Nacht lag er schlaflos und grübelte über den falschen Wortgebrauch seines Lehrers. Er fürchtete die Studiengenossen könnten dadurch zu demselben sprachlichen Fehler verführt werden. Am anderen Morgen teilte der sonst so schüchterne Schüler dem gefürchteten Inspektor das Ergebnis seines nächtlichen Grübelns und seine Sorge mit. Wir wissen nicht, wie sich dieser zu der Korrektur seines Zöglings gestellt hat, glauben aber, dass er dem jungen Sprachgelehrten sein feines Gefühl für den richtigen Gebrauch der griechischen Vorwörter hoch angerechnet hat. Bei der Befürwortung seines Aufnahmeversuchs ins Missionshaus hatte ihm Josenhans einst das Zeugnis gegeben: „Der auffallendste Zug in seinem Charakter ist die in sich abgeschlossene Selbstständigkeit des Denkens und Wollens, die alle Vorzüge und Mängel eines Autodiktators an sich hat.“ (d.h. eines Menschen, der hauptsächlich auf dem Weg des Selbstunterrichts sich sein Wissen erworben hat). Jetzt schrieb er dem 25jährigen ins Abgangszeugnis: „In seinem Christentum ernst, in seinem Denken klar und bestimmt, mit steter Energie seinem Beruf lebend, dabei offen, bescheiden und dienstfertig.“ Bei seiner ausgesprochenen Begabung für Sprachen lag es nahe, ihn in der Mission nach dieser Richtung zu beschäftigen. In Indien und China hätte er ein reiches Feld der Betätigung gefunden, aber er erhielt am 15. September 1852 seine Bestimmung für Afrika. Die Mission handelte damit nach dem Grundsatz, den Christaller später immer vertrat: „Für die Kinder ist nur das Beste gut genug. Die Neger sind Kinder, folglich müssen die tüchtigsten Leute nach Afrika gesandt werden.“ Am 7. November 1852 erhielt er in der Nähe bei Winnenden gelegenen Oberamtstadt Backnang die Ordination und am 22. November wurde er in Basel zum Missionsdienst abgeordnet. Zuerst ging's mit der Bahn im Stehwagen — der Geldersparnis halber — dann mit dem Schiff das Rheintal hinunter zunächst nach London. Am 24. Dezember schiffte er sich in Plymouth ein und nach einer Anfangs sehr stürmischen Fahrt erreichte er am 25. Januar 1853 die Küstenstadt Christiansburg auf der Goldküste. Seine Bestimmung lautete nach Akropong auf dem Akuapemgebirge, dem damaligen Mittelpunkt der Basler Mission auf diesem Gebiet. Das Werk befand sich in jenen Tagen in den ersten Anfängen und war auf die beiden Stationen Christiansburg und Akropong beschränkt. In Christiansburg an der Küste wurde die Gaa-Sprache unter einer Bevölkerung von etwa 120000 Einwohnern, in Akropong die Tschisprache, die Sprache des Herrenvolks, der Asanteer, die nicht nur bei den Asanteern selbst gesprochen wurde, sondern auch von den einst unterworfenen Völkern verstanden wurde und bis weit ins innere hinein die Verkehrssprache war. Darum war es besonders wichtig, dass diese Sprache dem genialen Sprachmeister bekam.

Wohl waren schon im Jahre 1828 die ersten 4 Basler Missionare ans Land gestiegen und weitere 5 folgten im Lauf der nächsten 8 Jahre, aber 8 von ihnen fielen dem mörderischen Klima zum Opfer und 1840 kehrte der Letzte von ihnen, Andreas Riis, nach Basel zurück, ohne dass bis dahin ein Neger getauft worden wehre. 1838 war der erste Inspektor Blumhardt gestorben. Durch den Amtsantritt des jugendlichen unternehmenden Inspektors Hoffmann im Jahre 1839 kam ein neuer, frischer Zug in die Missionsleitung. Er war nicht gesonnen, die Hand von dem einmal begonnenen Werk zurückzuziehen. In seinem schöpferischen Geiste kam ein Plan zureife, wonach sich die Wiederaufnahme der Mission an der Goldküste auf einer ganz neuen Grundlage vollziehen sollte. Er schlug vor, zur Unterstützung der Missionare eine

christliche Negerkolonie auf den heidnischen Boden der Goldküste zu verpflanzen, die den Grundstock zu einer einheimischen Christengemeinde bilden und als ein Licht unter den Heiden dastehen sollte. Zugleich sollten die Negerkolonisten den Missionaren manche äußere Arbeiten abnehmen, die das Leben der Europäer im Tropenland gefährden. Diesen Kolonisten hoffte man in den westindischen Gemeinden der Brüdermission zu gewinnen. Der Plan ward zur Tat. Andreas Riis war bereit, wieder auf sein altes Missionsfeld zurück zu kehren und die Wiederaufnahme der Mission in die Wege zu leiten. Er reiste deshalb 1842 nach Westindien. Nach langem Suchen und Werben gelang es, auf der Insel Jamaika in den Gemeinden der Brüdermission einige christliche Negerfamilien bestehend aus 26 Personen für das Unternehmen zu gewinnen. Am 16. April 1843 kamen sie auf der Goldküste an und wurden auf der zerfallenen Missionsstätte in Akropong angesiedelt. Es gab manche Schwierigkeiten auch mit den Kolonisten zu überwinden. 1847 wurden die Erstlinge aus den Heiden getauft. Bis zum Jahre 1852 gab es dort es 37 Christen, zum größten Teil eben die aus Westindien gekommenen Negerchristen. Von Anfang an ging die Mission darauf aus, sobald als möglich die Eingeborenen zur Mitarbeit bei Missionswerk heranzuziehen. Zu dem Zweck wurde in Akropong eine Katechistenschule errichtet, an die Christaller als Lehrer bestimmt wurde. Sofort machte er sich mit aller Energie an die Arbeit, in die Geheimnisse der Tschisprache weiter einzudringen. Wir erhalten am besten einen Einblick in seine Arbeit, wenn wir ihn selber zum Wort kommen lassen und als Beispiel seiner Tätigkeit einen Bericht, den er am 30. September 1854 schrieb, wieder geben.

## **2. Missionsarbeit in Afrika**

Meine Arbeit am Seminar war: Je am Montag morgens um 9 Uhr hörte ich die Katechistenschüler einen auswendig gelernten Bibelabschnitt an, las ihnen dann eine passende Geschichte vor, gewöhnlich in Englisch, die dann Jonathan ihnen übersetzen und frei erzählen musste, worauf sie dieselbe bis 11 Uhr aus dem Gedächtnis in Tschiniederzuschreiben hatten, während auch Jonathan die vollständige Übersetzung für mich niederschrieb. Nachmittags ging ich dann ihr Geschriebenes mit ihnen durch oder verbesserte es, und ließ sie hernach die von mir ins Reine geschriebene Übersetzung für ihren künftigen Gebrauch abschreiben. Zur Abwechslung beschrieben Sie auch ihre Sonntagsfeier mit Erinnerungen aus der Predigt oder den letzten monatlichen Predigtausflug. Bis dahin besteht ihre Übung in der Tschigrammatik in Folgendem: Es werden ihnen in zwei – drei wöchentlichen Stunden die biblischen Geschichten für Br. Maders Lektionen und Stücke aus Lukas diktiert, auch mündlich von mir mit ihnen durchgegangen in sprachlicher Hinsicht. Außerdem hatte ich mit den Zöglingen die Abendandachten, in denen wir das erste Chronikbuch lasen und abwechselnd mit Br. Mader wöchentliche Konferenzen.

Sprachliche Arbeiten. Mit Jonathan Palmer fuhr ich fort in der Lukasübersetzung, zunächst für B. Maders Gebrauch. Mitte August war durch Fieber wieder eine Woche arbeitsunfähig; Reinschrift und weitere (vergleichende) Vorbereitung der Lukasübersetzung, Arbeit mit den Lektionen am Institut usw. füllten mir diese Zeit aus; auch ging ich an ein Paar Samstagen Negergeschichten und Fetischgebräuche, welche mir David Asante in seiner freien Zeit geschrieben, mit diesem durch. Von 21. August bis 30. September bearbeitete ich mit Jonathan die rückständigen zehn Geschichten des alten Testaments (Mose bis Josua), hatte damit etwa die Hälfte des Ganzen, sodass ich sie fast nur vom Blatt abschreiben darf für den Druck. Inzwischen war ich gerade Mitte und Ende August auf eine Berichtigung und Vervollständigung meiner Erkenntnis des Lautsystems und meine Orthographie gekommen,

welche ich unter Beziehung Davids und Jonathans feststellte, und am 7. September Br. Widman in eine für diesen Zweck wir erbetenen sprachlichen Konferenz darlegte.

Bei Gelegenheit eines monatlichen Ausflugs knüpften wir in Mamse näher mit den Leuten an, die Gottes Wort weiter zu hören wünschten und von Aufgeben des Fetischdienstes sprachen. Ich ging am 25. August mit Jonathan wieder hin, und nach einer Stations-Konferenz am 31. August besuchte ich von da an Mamse regelmäßig jeden Sonntag, gewöhnlich mit Jonathan und eines der zwei ältesten Zögen. Am 3. September verständigte ich mich mit den Leuten wegen der von Mehreren gewünschten Schule. Ich versuchte gleich neben Erzählung Biblischer Geschichte des Nachmittags und Predigt auf der Strasse sie auch ein Lied zu lehren, dessen erster Vers ins Deutsche zurück übersetzt etwa so lautet:

„Jesu, Gottes Sohn!  
Kamst von Himmelsthron  
Uns zu suchen in den Sünden  
Ruh und Leben uns zu Spenden;  
Komm zu mir! rufst Du  
Machst uns Bahn dazu.

Unsere deutsche Singweise ging ihnen übrigens nicht so leicht ein. Ihre eigenen kurzen Gesänge werden während des erstmaligen Singens improvisiert und dann nie im gesprochenen sondern nur in gesungenen (vielfach nicht mehr verstandenen) Wörtern fortgepflanzt. Am 10. September brachte ich 10 mit dem Messerchenlinierte Schiefertafeln mit, auf denen 9 junge Männer von 18 bis 35 oder 36 Jahren Striche zu machen und Buchstaben zu schreiben anfangen; 3 oder 4 von ihnen sind verheiratet; manche Männer, obwohl alt genug, können keine Weiber mehr bekommen, während und weil andere 3, 4, und mehr haben. Ich verließ Akropong gewöhnlich um 9 Uhr nachdem der Bush vom Tau getrocknet war, und kam abends 5 oder 6 Uhr heim. Die ersten Male brachte mir dieser oder Jener was zu essen; dann fing ich an, das Weib eines meiner Schüler gegen Bezahlung, etwa 12 Kreuzer für uns 3 kochen zu lassen. Wenn ich aber so ins Einzelne gehe, so will ich lieber einen Sonntag beschreiben. Am 17. September kam ich mit den zwei Katechistenschülern Philip und Isaak etwa 10½ Uhr in Mamse an und ging grüssend durch die schwarze fast ganz nackte Kinderschar, die sich, sobald sie meinen Schirm aus dem von oben nicht immer Schattengebenden Bush hervorkommen sahen, hatte hören lassen in meine gewöhnliche Wohnung. Diese ist ein Häuschen mit ganz offener nur auf zwei Säulen ruhender Vorderseite, der 1½ Meter erhöhte Boden und die Wände hübsch und glatt mit roter Erde gemacht; zwei andere Häuschen je mit einer Tür 1½ Meter über der Erde, und die Rückseite eines Vierten schließen mit ersterem ein kleines viereckiges Höfchen ein in dem man aber leider mittags, weil die vier Grasdächer nicht weit genug vorsprangen, keinen Schatten gegen die senkrechte Sonne hat, sonst wäre dieses das beste Schullokal; so müssen wir uns eben bei Sonnenschein und Regen auf jenes zwar nach einer Seite offene, aber wegen des Daches doch nicht genug Helle bietende Gemach beschränken; Fensteröffnung hat keines der 4 Häuschen. Es hatten sich alsbald mehrere meiner Freunde eingefunden. Ich sagte, wir seien mit keiner anderen Absicht und Aufgabe hier, als ihnen das Wort Gottes, das Evangelium von Jesu Christo, zu verkündigen. Das begriffen sie denn auch alsbald. Nun gingen sie zum Teil fort, sich zu waschen und zu Mittag zu essen; ich las aus meiner Lukasübersetzung den ziemlich zahlreichen Kindern, die sich eingefunden hatten, die Geschichte von dem verlorenen Sohn, lies sie durch Philip frei erzählen und munterte sie auf, dieselbe nachzuerzählen. Einige versprachen's, liefen aber, sobald oder noch ehe sie es ganz angehört hatten, davon. Ein erwachsener Knabe, der den Namen des Ortsfetichs führt, war der erste,

der die Geschichte und zwar recht gut, wieder erzählte. Ein anderer, nachdem wir sie nochmals wiederholt, bekam nun auch Mut, und ich beschenke beide mit einem biblischen Bildchen. Mittlerweile war unser Mittagessen fertig, und einer meiner erwachsenen Freunde schickte die Kinder fort, bis ich gegessen habe, dann mögen sie wieder kommen. Das Essen bestand in dreierlei, „Fusu“ zu einer zähen Masse gestampften, in ein Laibchen geformten Jams (Brotwurzeln), einer Brühe, die für mich Landes- (oder spanischen) Pfeffer genug enthielt, während meine 2 Begleiter ihn kaum verspüren, und endlich etlichen Stückchen gesalzenen Fisches. Die schwarze Schüssel wurde auf ein kleines Fässchen gesetzt statt des Tisches, und der Einfachheit wegen benutzten wir alle von der angewachsenen fünfzinkigen Gabel die drei geschicktesten Zinken. Als wir gegessen und gedankt hatten, fanden sich Erwachsene und Kinder wieder ein; ich ging aber mit Isaak ein wenig hinaus auf die Strasse und hinauf zu dem umzäunten Fetischbaum inmitten der Strasse, wo auf dem zu Tage liegenden Fels und den Steinen rechts und mehreren Steinblöcken links eine Anzahl Erwachsener saßen oder umherstanden. Ich ließ mich in ein freies Gespräch mit ihnen ein, fragte sie unter anderem, wer ihnen die Sonne scheinen und regen fallen lasse, wem sie Speise, Trank, Kleider, Leib, Seele und Leben zu verdanken haben? Einer sagte: der Fetisch gebe regen und Sonnenschein, ich konnte ihn aber durch die Beinamen Gottes Amosu, Amownia, d. h. Regengeber, Sonnengeber, und durch das Zeugnis der anderen von der Unrichtigkeit dieser Behauptung überführen. Wenn nun, sagte ich, nach eurem eigenen Zugeständnis ihr das alles von Gott habt, warum unterlasset ihr es denn, Ihm zu danken und Ihm zu dienen, und bringet den Dank und Dienst, der Ihm gebührt, dem Fetisch, der doch ein nichtiges Ding ist, nur aus dem Kopf des Menschen kommt (d. h. menschliche Erfindung ist), weil ihr die Kenntnis des wahren Gottes verloren habt, usw. Ich fand keinen direkten Widerspruch als von einem schmucken Negerjüngling von seiner Körper- und Gesichtsbildung, lebhaften schlaun Augen und gewandter, wohlklingender Rede. Es ist wirklich arg, wie verfinstert der in anderen Dingen so gut als bei einem Europäer vorhanden Verstand der Neger in religiösen Dingen ist und wie zäh und hartnäckig sie in dieser freiwilligen Geisterknechtschaft verharren! Jenem Jüngling gegenüber berief ich mich einfach auf die unwidersprechliche Wahrheit Gottes und seines Wortes, die nur Eine ist in Europa wie im Lande der Schwarzen; was ihr widerspricht, wird zur Lüge und kommt vom Vater der Lüge. Weil er aber das Daseins des Fetisches so gewiss war, als hätte er ihn selbst aus der Luft herabkommen und wieder aufsteigen sehen, fragte ich, was dem geschehen würde, der den Fetischzaun da zerstörte? „Der Fetisch würde ihn töten!“ Ich erbot mich, sobald sie mir Erlaubnis geben, ihn eigenhändig umzuhauen. „Dir würde der Fetisch nichts tun, er ist auch weiß, er ist euer Bruder.“ Ich wies auf den bei mir stehenden Katechistenzögling Isaak, der sei ebenso dazu bereit es zu tun, was er selber bekräftigte, weil es ja bloßes Holz und der Fetisch nichts sei. So verstimmten endlich die Einwendungen. Obwohl ich im Geist ergrimmt war über die beharrlich Lügenliebe, so musste ich den Jüngling doch lieben, und er konnte mir hoffentlich in meinen Worten nur die Liebe Christi abfühlen, von der ich redete. Ich lud noch alle die Leute ein, sich nachmittags, wo ich zur Strassenpredigt kommen werde, wieder einzufinden, und ging in meine Wohnung zurück. Da nahmen nun meine großen Schüler, verheiratete und ledige Männer, ihre Schiefertafeln und setzten die Schreibübungen vom letzten Sonntag fort.; sie schickten sich zu dem ungewohnten Geschäft wenigstens so gut an als gute Anfangsschüler zuhause; einer, dem es nicht nach Wunsch gelang und der nicht beim Anfangsgebet gewesen war, schlug vor zu beten, damit sie es besser machen könnten; einigen ging's so ordentlich, dass ich ihnen alle 7 Vokale vorschreiben konnte, und als ich zum Schluss einem mit ein paar Strichen ein Haus auf die Tafel zeichnete, machte er's nach und meinte, sein Nebensitzer werde das meine kaum von seinem unterscheiden können. Wir waren übrigens gleich, nachdem wir angefangen hatten, unterbrochen worden, da sie an diesem Tag eine Art Erntefest hatten, an

dem der Häuptling des Orts zum ersten Mal neuen Jams aß und seine Ältesten und alle seine Mannschaft mit Palmwein bewirtete; deshalb mussten auch meine Schüler sich vor ihm zeigen, nahmen aber ihre Schiefertafeln mit, setzten sich und schrieben fort, bis die Palmwein-Kalebasse auch an sie gelangte, aus der sie ein wenig tranken, und als sie sahen, dass sie nichts weiter da zu tun hatten, gingen sie wieder zurück. Ich benützte diese Gelegenheit, mich dem Ortsvorsteher (der bei meinen 3 früheren Besuchen nie zu Hause gewesen war) vorzustellen, und sagte ihm die Veranlassung, Art und Absicht meiner Besuche, lud ihn auch nebst seinen Leuten zur Strassenpredigt ein. Der Alte hörte, was ich sprach und durch Philip wiederholen ließ, mit einer Art stumpfer Gleichgültigkeit an, und wusste nichts Ordentliches zu erwidern. Zur Singübung kam es heute nicht; als wir wegen vorgerückter Zeit etwa halb 4 Uhr das Schreiben eingestellt hatten, ging's auf die Strasse zu dem Fetischbaum, wo ich, nachdem wir 2 Verse gesungen, nach kurzem Gebet über das Gleichnis vom großen Abendmahl (Luk. 14) predigte, vor einer Versammlung von 25-30 Erwachsenen, unter denen auch jener Jüngling bis zum Ende ein aufmerksamer Zuhörer war.

Soweit Christallers eigener Bericht.

Bei dem ungesunden Klima und der anhaltenden Geistesarbeit, der sich Christaller ohne Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse hingab, war seine Gesundheit schon nach 2 Jahren so angegriffen, dass er im Juli 1856 zu seiner Erholung eine kleine Seereise der Küste entlang bis Fernando-Po und von da zurück bis Sierra Leone unternehmen musste. Auf dieser Reise gelangte er auch nach Kamerun. An einem Samstagabend kam er dort an. Das Schiff warf in der Flussmündung Anker, um erst am andern Morgen bei hellem Tag die durch Sandbänke gefährdete Fahrt zu den Dualadörfern zu machen. Als Christaller eben ans Land gestiegen war, traten 2 Negerfrauen auf ihn zu, die er an ihrer Kleidung sofort als Christenfrauen erkannte. Sie brachten ihm eine Einladung zu dem englischen Missionar Saker, dem Bahnbrecher der Kamerunmission. Christaller war völlig überrascht, es kam ihm wie ein Wunder vor: woher wussten denn diese Frauen, dass er ankam? Das konnte er sich jetzt noch nicht erklären, aber ein beseligendes Gefühl durchdrang ihn: verbunden, auch wenn ich sie heute zum ersten Mal sehe. Das Rätsel löste sich einfach. Am Abend waren schon Boote der Eingeborenen zum Schiff gefahren und hatten gehört, dass auch ein Missionar an Bord sei. Sie hatten noch in der Nacht diese Neuigkeit dem Missionar Saker berichtet. Wenn Christaller davon erzählte, fügte er meist bei: Damals. Als es noch kein einiges Deutschland gab, habe er nicht geahnt, dass einmal sein Theodor der erste deutsche Reichsschullehrer (1887-1896) werden würde. Als er wieder an der Goldküste anlangte, begann er erst die Wohltat der Seereise recht zu spüren und freute sich, noch weiter 8 Tage die Seeluft genießen zu dürfen, bis er in Sierra Leone an Land stieg. Dort brachte er 3 angenehme Wochen bei Missionar Fren von Schorndorf zu. Als er auf der Rückreise von dort wieder an der Goldküste anlangte, bot ihm der Kapitän des englischen Dampfers an, ihn nochmals unentgeltlich nach Fernando Po und zurück zu bringen, was Christaller natürlich mit Freuden annahm. Auf der Rückreise gelang es ihm, auch in Lagos an Land zu kommen und vom Samstag bis Montag bei dem Negerbischof Samuel Crowther zu verweilen. Beim früheren Vorbeikommen hatte die stürmische See ein Landen unmöglich gemacht. Aber auch dieses mal war die Brandung so gefährlich, dass ein im Boot mitfahrender Sklavenhändler in Todesangst kam, während Christaller ganz ruhig blieb. Als sie glücklich am Land waren, gestand der Sklavenhändler, seine Rettung verdanke er sicher nur dem frommen Mann, um dessen Willen das Boot vor dem Untergang bewahrt worden sei.

Er arbeitete hierauf noch 2 weitere Jahre in Akropong, während welcher Zeit er sich im Januar 1857 mit Emilie geb. Ziegler von Waiblingen verheiratete, und kehrte dann 1858 mit

sehr angegriffener Gesundheit in die Heimat zurück. Hier lag er indes nicht müßig vor Anker, sondern setzte seine Spracharbeiten unermüdlich fort und half auch eine Zeitlang auf dem Sekretariat des Missionshauses aus. Erst im Juni 1862 konnte er sich wieder nach Afrika einschiffen, wo ihm diesmal das verhältnismäßig gesunde Aburi als Station zugewiesen wurde. Um jedoch den in Asante-Akem gesprochenen reineren Dialekt der Tshi-Sprache an Ort und Stelle zu studieren, ließ er sich im Februar 1865 nach Knebi, der Hauptstadt von Akem, versetzen. Doch forderte dieser Aufenthalt ein schmerzliches Opfer von ihm, indem er am 13. August 1866 seine Frau durch den Tod verlor.

Er selbst hatte von dem Klima der ungesunden Station so zu leiden, dass er das Jahr darauf Knebi verlassen und sich nach Akropong begeben musste. Doch auch hier erholte er sich nicht mehr, und so sah er sich genötigt, im Sommer 1868 nach Europa zurückzukehren. Aber als kostbarsten Schatz brachte er das fertige Manuskript der vollständigen Bibelübersetzung mit.

Der folgende Abschnitt soll uns nun Christaller noch genauer als Sprachforscher und Bibelübersetzer zeigen. Es ist der Vortrag, den Missionar Jehle bei dem Gemeindeabend in Winnenden anlässlich der Feier des 100. Geburtstages von J. G. Christaller hielt.

### **3. Das Sprachforscher und Bibelübersetzer**

Es muss im Sommer 1894 gewesen sein. Die christlichen Studenten in Tübingen hatten in kleinem Kreis ihr Missionsfest gefeiert mit Predigt von Missionar Hesse in der Schlosskirche. Nachher saß man gesellig zusammen im Museum, Hesse in der Mitte zwischen Christaller und Kittel, sprudelnd von Geist und Witz. Auf einmal hielt er inne und wandte sich an seine beiden Nachbarn: „Aber liebe Brüder, ich rede an einem Stück; ihr seid berühmte Männer und sagt nichts.“ Der Vorsitzende forderte die beiden Angeredeten auf, auch zu den Studenten zu reden. Kittel, der große Sankritgelehrte, erwiderte in seiner trockenen Weise: „Ich sage nichts.“ Christaller stand auf: „Wenn Sie erlauben will ich ihnen meine Übersetzung von „Ein feste Burg“ in Tshi vortragen:

Yeñ Nyame ne abañökese  
Ahöde ne aköde pa usw.

Wie bezeichnend für den schweigsamen Mann, den großen Gelehrten! Seine Heimat Winnenden hat für ihn die zweite Gedenktafel. Die erste für den Prälaten Bengel. Wie verschieden beider Lebensweg und doch wieder wie viele Ähnlichkeitspunkte! Auch Bengel war zuerst Schriftforscher und war ein ausgezeichnete Philolog.

An Christaller hat sich das Wort Warnecks erfüllt (Abriss einer Geschichte der protestantischen Missionen, I,75). „Die Mission hat das Verdienst, zum ersten Mal, weil die Theologen fehlten, ins Volk hineingegriffen zu haben zu den sogenannten Laien. Dieser, durch die Not gebotene Griff, war von zukunftsreicher Bedeutung, denn durch ihn wurden Kräfte für den göttlichen Reichsdienst draußen und daheim entfesselt, die der Kirche zum größten Segen geworden sind. Ihr Glaubensmut und ihre Selbstverleumdung hat viele Theologen beschämt und die Tüchtigkeit vieler hat den Beweis geliefert, dass der Segen des Erfolgs nicht an kirchenordnungsmäßige Berufung und Universitätsbildung gebunden ist.“



Es war von Seiten des Komitees kein kleines Opfer, den besten Philologen im Haus an die Goldküste abzutreten, da man in den alten Kultursprachen des Ostens vor großen Aufgaben stand. Wir auf der Goldküste haben es dafür angesehen, dass man, wenn man so sagen darf, im Komitee kein Ansehen der Person kannte und dieser Mission der Tränen gab, was ihr gebührte. Christaller war nicht der erste, der die wichtigste Sprache der Goldküste bearbeitete. Die ersten Feststellungen hat der Stammvater dieser Mission, Andreas Riis gemacht; fortgesetzt wurde die Arbeit durch seinen Neffen Hans Nicolai Riis, einen dänischen Schleswiger. Er gab schon im Missionshaus Christaller die ersten Sprachstunden. Der bescheidene Schüler hat dem bescheidenen Lehrer später in seiner Grammatik ein Denkmal gesetzt: Ich hatte den Vorteil, durch H. N. Riis in die Sprache eingeführt zu werden und habe nie aufgehört, die meisterhafte, und dabei so bescheidene Art zu schätzen, in welcher mein verehrter und geliebter Lehrer den Stoff verwendete, den er in einem nur kurzen Aufenthalt in Afrika hatte sammeln können.“

Am 25. Januar 1853 landete er auf der Goldküste. Der spätere schwarze Pfarrer, Theophil Opoku, pflegte zu erzählen, wie er mit dem Missionar Dieterle ihn am Strand abgeholt habe. Sobald Christaller den Fuß aus dem Boot auf den Sand setzte, habe er ihn gefragt: „Wufi he?“ (wo bist Du her?). Er sei nicht wenig erstaunt gewesen über diese Anrede eines Neulings, habe aber unwillkürlich richtig geantwortet: „Mifi Akropong“ (ich bin von Akripong), worauf Christaller fortgefahren sei: „Ehoara na mereko“ (eben da gehe ich hin). Wie bezeichnend für die Zeitausnutzung des unendlich fleißigen Mannes. Man übertrug ihm zunächst Stunden am Katechisten-seminar. Das hatte den Vorteil, dass er Schüler um sich hatte, die durch Dieterle schon ziemlich viel englisch gelernt hatten und sich mit ihm ohne weiteres verständigen konnten. Sie ließ er übersetzen, aus Englisch in Tshi und umgekehrt, wobei Lehrer und Schüler lernten. Er ließ sie Erzählungen und Märchen in ihrer Sprache niederschreiben, die Geschichte ihres Volkes und Sprichwörter. Mit ihnen setzte er sich zu den großen Gerichtsverhandlungen in den Königshof, schrieb selber nach, und ließ sich nachher die Reden aus dem Gedächtnis diktieren. So wuchsen seine Kenntnisse der Spracherasch. Die Sammlung von 268 Sprichwörtern von H. N. Riis schwoll auf 3600 an. Den von den Schülern niedergeschriebenen Stoff hat er später in Lesebüchern und in den von ihm gegründeten Gemeindeblatt verwendet und damit vieles dem auch auf der Goldküste schnell lebenden Geschlecht im Gedächtnis bewahrt.

Es gelang ihm, gleich zu Anfang eine große Entdeckung zu machen, den „Sprachgesang“. Er schreibt dazu selbst: „Früher war es uns, als ob wir bei Nacht im Tropenlandereisen mussten und uns die Umgebung unbewusst gleich einer europäischen dächten. Eingeborene waren es, die mich hauptsächlich aufmerksam machten. Die Dämmerung erhellt sich mir nach und nach, die Umrisse und allgemeine Gestalt der Landschaft werden deutlicher. Der Rede- und Periodeton hat sich mir aus der verschwimmenden Mannigfaltigkeit ausgeschieden. Begonnen wird meist in höheren Tönen, und wie von luftigen Gebirgshöhen die Gewässer in Stromschnellen sich in das tiefer Land ergießen, wo dann aber der Wanderer auf seinem Wege doch auch wieder Berge und Hügel zu übersteigen bekommt, bis endlich der Fuß stille steht, so quillt und hüpf, fließt und bewegt sich wellenförmig mit hohen oder tiefen Schlussilben der Strom der Rede über die flinke Zunge und die gewandten Lippen des Tschinegers.“ Es handelte sich um die schwierige Aufgabe, die ursprüngliche Tonlage der meist einsilbigen Worte festzustellen und die Veränderungen, die der Satzbau in der Tonhöhe hervorbringt. Andere Europäer hielten das für unmöglich und gaben es als hoffnungslos auf; Christaller hat in unendlicher Geduldsarbeit diese Betonungsgesetze festgestellt, diese Gesetze der Hebung und Senkung, deren Nichtbeachtung zu den größten Missverständnissen führen kann. Als Beispiel hat er selber immer angeführt: oma = er gibt

(3,1) ommã = er gibt nicht (1,3) ommã = er soll geben (3,3) ommmã = er will nicht geben (1,3) usw.

Dann bemühte er sich um eine möglichst scharfe Feststellung der Laute, in diesem Punkt vielleicht ganz unschwäbisch, denn im Allgemeinen sagt man uns Schwaben kein sehr gutes Gehör dafür nach. In seiner gewissenhaften Gründlichkeit ruhte er nicht, bis er auch die feinsten Unterschiede festgestellt hatte. Er entdeckte das Gesetz der Euphonie d. h. Verdünnungen der Selbstlaute mit Rücksicht auf folgende helle Laute. Wie er selber sagt: „Der Mund, um den Gedanken schneller zu folgen, antizipiert die Bewegung, die er für den nächsten Laut zu machen hat und gibt dem vorhergehenden Laut schon die Modifikation, die ihn am geschicktesten macht, in die folgende Stellung leicht überzugehen.“ So suchte er nun möglichst genau festzulegen, wobei er im Allgemeinen das von Professor Lepsius erfundene Alphabet verwendete, verbesserte und ausbaute. Zu tieferer Aufhellung der Sprachgesetze lernte er auch die von seinem Landesmann Zimmermann bearbeitete Ga-Sprache. Auf einer zu seiner Erholung ihm gewährten Seereise im Jahre 1855, die ihn bis nach Fernando Po, Kamerun und zurück bis nach Sierra Leone führte, studierte er noch andere westafrikanische Sprachen, vermutlich an Hand des berühmten, leider viel zu wenig bekannten Werkes seines Landmanns Kölle „Polyglotta Africana“. Aber so wenig wie Bengel, wollte er nur der Wissenschaft dienen. Alles war nur Vorbereitung für sein großes Werk, die Bibel. Für den Schulunterricht übersetzte er zunächst die Calwer biblische Geschichte. Im Juli 1856 kam ein herzlicher Dank dafür an Dr. Barth nach Calw. Das Buch bedeute ein herrliches Geschenk und eine kräftige Handreichung. Die Freude sei groß; auch der König habe sich eines schenken und vorlesen lassen. Nebenher ging die Arbeit an Katechismus, Kirchenliedern, Schulbüchern. Bei allen seinen großen Erfolgen dachte Christaller immer sehr bescheiden von seinen Kenntnissen. Er übersetzte nicht allein, wie so viele andere, um es von Schwarzen begutachten zu lassen, sondern er hatte seine eigene Arbeitsweise: er erklärte seinen beiden Sprachgehilfen ein großes Stück des Textes aufs genaueste, dann fertigte ein jeder von ihnen seine eigene Übersetzung an, später setzte man sich zusammen, er ließ jeden seine Übersetzung vorlesen und vom anderen begutachten, bis er schließlich mit der eigenen hervortrat. So war die endgültige Übersetzung das Ergebnis der Bemühungen aller drei. (In Akropong war noch im Krieg die griechische Konkordanz, in der er bei Snomen entsprechende Wörter aus der Landessprache eingetragen hatte). Seinem eigenen Auge entging keine Feinheit des Textes. Wenn richtig ist, was Luther über Melanchthons Übersetzung des Römerbriefes schreibt, so ist Christallers Übersetzung der Bibel die beste Bibelerklärung. Man kann deutlich seine fortschreitenden Sprachkenntnisse verfolgen. Die von ihm übersetzten Bücher (Esra und Nehemia) zeigen eine Menge von selten gebrauchten Ausdrücken, die die erst übersetzten Bücher noch nicht enthalten. Selbst der Eingeborene konnte nicht umhin, ihm gegenüber die wohl gelungene Psalmenübersetzung zu rühmen. Sie griff ja so tief in den Gedankenkreis der Neger ein: „König David hat beinahe gedacht wie unsereiner, wenn er singt und dichtet.“ Als während des Krieges auch die englischen Weslenaner auf der Goldküste kurzer Hand eine Kommission zur Bibelübersetzung einsetzen, erschien in einer der führenden Zeitungen von einem fein gebildeten Mulatten ein Eingesandt: „Was sie sich eigentlich unter einer Bibelübersetzung vorstellten? Die von der Basler Mission gefertigte Übersetzung in Tshi sei das Werk gründlich gelehrter, vom Geist Gottes erleuchteter Männer.“ Eine Leistung war es allein schon, das die von ihm besorgten Ausgaben fast keinen Druckfehler enthielten, obwohl beispielsweise achterlei e zu unterscheiden waren und der Druck in Basel besorgt wurde bei Reinhardt von einem Setzer, der natürlich die Sprache nicht verstand. Wie Luther, hat sich Christaller bemüht, möglichst wenig Fremdwörter zu verwenden. Für Pflug bildete er z. B. ein neues Wort, für Eis hart

gewordenes Wasser; genial war die Neubildung für Schnee: die verbrannten Stengel der Banane geben ähnliche Asche wie Schnee, wofür der Neger ein eigenes Wort hat.

Und was war der Erfolg!? Die Bibel ist auf der Goldküste ein Volksbuch geworden. Eine ganze Anzahl von Bibelsprüchen führt auch der Heide im Mund. Ganze Seiten des Spruchbuches, das Christaller ausgewählt hat, können auch Heiden hersagen. Wichtiger ist, dass die Schüler der Basler Mission nicht bloß vor der eigenen Gemeinde die Schrift gründlich auslegen können, sondern dass sie, wenn sie in fremde Dienste übergehen, sich überall auszeichnen durch ihre Bibelkenntnis. Christaller hatte durch seine geographischen Nachfragen schon eine Ahnung davon, dass der größte Teil der Goldküste Tshi spricht und dass die Asanteer auf ihren Kriegszügen im Inneren und durch ihre Militär-Kolonien das Tshi weit über seinen ursprünglichen Bereich hinausgetragen haben. So kommt es, dass Christallers Bibel bis tief in den Sudan hinein verstanden wird.

Auf der internationalen Afrikakonferenz in Le Zoute 1926 wurde sogar beschlossen, von wenigen gesprochenen Sprachen eingehen zu lassen zu Gunsten der siegreich vordringenden Sprachen. Zu den siegenden gehört auch das Tshi. Christallers Bibel wird eines Tages die Ga- und Ewe-Bibel verdrängt haben.

Ein unfreiwilliges Zeugnis war es auch, dass die oben erwähnte englische Mission früher einen ihrer Katechisten beauftragte, Christallers Bibel in die andere Mundart zu übertragen. Er rechtfertigte dieses Plagiat damit, dass er sie „nach dem englische Grundtext (!) richtig stellen“ müsste.

Einen andern großen Dienst leistete Christaller der Missionskirche mit dem Gesangbuch. Prälat Bengel war eigentlich auch kein Dichter, aber möchten wir Lieder vermissen wie: „Gott lebet, sein Name gibt Leben und Stärke“, oder: „Du Wort des Vaters“. Oder: „Mittler, alle Kraft der Worte“? Christaller erzählte später, er habe schlaflose Nächte benützt zum Liederdichten. Zunächst hatte er eine Sorge, ob „unsere deutsche Dicht- und Singweise den Negersprachen angemessen sei, da die Hebung und Senkung der Melodie häufig der ihrer Sprechweise zuwiderläuft; doch einzelne ihrer eigenen Gesänge und die Erörterung der Sache mit seinen Sprachgehilfen beruhigte ihn darüber.“ Eines ist sicher, seine Lieder sind durchaus volkstümlich und so gut als möglich der Melodie angepasst. Das fällt einem am besten auf, wenn man die ungelungenen Übertragungen seiner Vorgänger, die sich meist sklavisch an den Urtext hielten, damit vergleicht. Als Beispiel sei das viel gesungene Lied: „Himmelan, nur himmelan“ gegeben:

Papa nni asase so  
Gutes ist nicht auf der Erde  
Enti na momma  
Darum lasset uns  
Yemfa soro kwan no so  
gehen auf des Himmels Weg;  
Enna yebeyena  
Dann werden wir bekommen  
Nkwa wo ho  
Leben daselbst.

Seine Lieder sind so volkstümlich, dass der Gedächtnisschatz an Liedern in unserer Missionskirche draußen größer ist als in der Heimat. Bei Leichenbegängnissen wechselt ein

Lied mit dem anderen. Ohne Gesangbuch – um das heidnische Klagegeheul zu übertönen – singen die Christen vom Augenblick des Todes bis zum Aufbruch nach dem Friedhof ein Lied ums andere.

Christaller hat auch der Missionskirche nach Württembergischen Vorlagen ihr Kirchenbuch geschaffen; Katechismus und Konfirmationsbüchlein sind die Übersetzung der in Württemberg gebräuchlichen.

Besonders hervorragend sind seine Leistungen auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft. Im Jahr 1875 konnte er seine Grammatik der Tshi-Sprache herausgeben. Sie ist bezeichnend für den ganzen Mann; unübertroffen an Knappheit, Vollständigkeit, Trefflichkeit des Ausdrucks. Sie bildete aber auch insofern einen Schritt in neuer Richtung, als zum ersten Mal eine Sprache nicht nach griechischem und lateinischem Vorbild dargestellt wurde, sondern ganz aus dem Geist der Sprache heraus. Professor Westermann, der mehr als irgendjemand sonst Christallers Arbeiten verwertet und ausgebaut hat, erkennt an, wie er damit Bahnbrecher für Erforschung andere afrikanischer Sprachen geworden ist. Die französische Akademie, die ihm dafür den Bolnen-Preis verlieh, schloß sich in der Ehrenurkunde an die rühmenden Worte von Professor Steinthal (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft) an: „Sie haben ihre Aufgabe geleistet mit seltener Fähigkeit, mit sehr zuverlässigem und zartem Feingefühl für den Charakter dieser Idiome und sie verdienen die volle Anerkennung der Sprachwissenschaft: Sie haben den Philologen und Psychologen ausgezeichneten und zuverlässigen Stoff geliefert.“

Noch bedeutender war das im Jahr 1881 an die Öffentlichkeit getretene Wörterbuch von 671 Seiten. Professor Lepsius sagte darüber: „Es existiert meines Wissens von keiner afrikanischen Sprache ein ebenso vollständiges, mit voller Beherrschung der Sprache, fein und exakt durchgearbeitetes, einsichtig angeordnetes und nützlich erweitertes Wörterbuch, wie dieses. Es ist ein wahres Musterbuch für die ganze wissenschaftliche und zugleich praktisch wirkende Missionswelt.“ Tatsächlich ist es nicht bloß ein Wörterbuch, sondern ein ganzes Reallexikon. Für jeden Begriff ist eine Erklärung in der Tshi-Sprache gegeben. Bei vielen Gelegenheiten, wie etwa bei dem Wort Perle, Stoff, Spiel, Wein sind erschöpfende Aufzählungen gegeben. Beim Palmöl z. B. ist der ganze Vorgang der Ölgewinnung mit den vielen technischen Ausdrücken geschildert. Unerschöpflich ist das Buch vor allem für Kenntnis des Volkslebens. Die Anhänge enthalten eine geographische Übersicht der Goldküste und der Länder im Innern, einige Beiträge zur Ethnographie, eine Berechnung der Goldgewichte usw. Auch dieses Buch ist frei von Druckfehlern, obwohl dreierlei Schriftgrößen angewandt wurden. Ihm lag daran, ein Werkzeug zu schaffen für wahre Erkenntnis und geistiges Licht.

In dasselbe Gebiet gehörte seine Sammlung von Sprichwörtern. Leider ist er nicht mehr dazu gekommen, die Erklärung derselben noch dem Druck zu übergeben. Seine Lorbeeren hat ein britischer Beamter gepflückt, der von der Regierung der Goldküste mit dem Studium der einheimischen Sitten und Anschauungen beauftragte Hauptmann Rattran. Er hat aber in seinem Werk, das eben nur ein Kommentar von Christallers Sammlung mit Hilfe seines Wörterbuches ist, Christallers Verdienst aufs Höchste anerkannt.

In diesem Zusammenhang sei auch noch die englische Geschichte der Goldküste von dem schwarzen Pfarrer Reindorf erwähnt. Christaller hatte, wie auch in seinem Gemeindeblatt, selbstständige Arbeit der Eingeborenen aufs Wärmste begrüßt. Es kostete ihn aber keine geringe Selbstverleugnung, ein Buch durch den Druck zu führen und mit Vorrede zu

versehen, das ebenso ganz negerisch war: größte Achtlosigkeit im Schreiben der Namen, großer Wirrwarr in der Anordnung des Stoffes, kein Augenmass für Wichtiges und Aller-Unwichtigstes. Dass das Buch einigermaßen lesbar geworden ist, hat Reindorf nur den Ratschlägen Christallers zu verdanken.

Christaller war zu bescheiden, um neue Werke zu verfassen, wie etwa eine Glaubens- oder Sittenlehre für die Neger. Im Vorwort einer Übersetzung spricht er sich dahin aus, das Ideale sei ihm, wenn die reifsten Werke europäischer Gelehrsamkeit dem Neger in seiner eigenen Sprache möglichst nahe gebracht werden. Heute ist man darüber allerdings andere Ansicht. Aber von seiner Bescheidenheit war nichts anderes zu erwarten und der Erfolg scheint ihm Recht gegeben zu haben. Er übersetzte die Religionslehre des Dorpater Theologen Kurtz und gab damit der Missionskirche eine volkstümliche Glaubens- und Sittenlehre, um die sie sich eben jetzt, gegenüber der freisinnigen Theologie der Schotten, mit Händen und Füßen wehrt. Er sagte darüber: „Das war eine viel schwierigere Arbeit als Übersetzung der Bibel wegen der wissenschaftlichen Sprache; wir setzten aber eine Ehre darein, alles oder fast alles bündig und deutlich in der Negersprache auszudrücken ohne Fremdwörter wie: Sakrament, Theokratie, kosmisch, ethisch, positiv, negativ, transzendent, und immanent. Es freute meinen Sprachgehilfen (David Asante), zu sehen, wie seine Sprache im Ausdruck gewann und ich war froh, die Sache deutsch mit ihm durchsprechen zu können; mit Englisch hätte ich große Not gehabt.“

Sein früherer Gehilfe übersetzte auf Betrieb einer Missionsfrau auch „Bunnans Pilgerreise“ in einer geradezu glänzenden Weise. Wer wissen will, welche hervorragenden Ausdrucksmöglichkeiten eine solche Negersprache bietet, der sollte dieses Buch lesen können. David Asante verbesserte die Übersetzung; aber obwohl Christaller selbst schon 1854 mündlich das Buch mit den Seminaristen englisch lesen und übersetzen ließ, kam er doch erst 1884/85 daran, es für den Druck zu richten, als er den damals 22jährigen Seminaristen Clerk, den jetzigen schwarzen Missionar, 10 Monate bei sich hatte, bis er genügend deutsch konnte, um ins Missionshaus einzutreten. Christaller war sehr erfreut, zu sehen, wie der junge Mann sich gleich von vornherein so gut anließ zu idiomatischer Übersetzung. Von der Vorübersetzung blieb, wie einst bei der Bibel, selten eine Zeile unverändert.

Als Christaller sein Wörterbuch durch den Druck führte, arbeitete er gleichzeitig an sechs Büchern in Tshi, an drei in Ga. Er hatte nach dem Tode von Zimmermann dessen Erbe übernommen, das ihm große Not machte, da der geniale Zimmermann in seiner stürmischen Art vielfach die Pünktlichkeit vermissen ließ, die fast das größte an Christaller war.

Es war ihm eine große Freude, als einer seiner Söhne auch in die Tropen ging, freilich nicht als Missionar, sondern als erster Reichsschulmeister in Kamerun. Der Vater, der vorher schon das Duala in den Bereich seiner Studien einbezogen hatte, konnte ihm wertvolle Dienste leisten bei der Ausfertigung der ersten Schulbücher für jene dem deutschen Volke am meisten ans Herz gewachsene Kolonie.

Von Anfang an hatte Christaller sich nicht auf seine eigene Sprache beschränkt, sondern andere Sprachen zum Vergleich herangezogen. In Winnenden und Schorndorf kannte man ihn als den Mann, der neun Sprachen verstehe. Aber damit können doch nur die Sprachen gemeint sein, in denen er sich ausdrücken konnte. Er soll einmal gesagt haben, es seien etwa 100 Sprachen, die er ziemlich genau kenne. In einer seiner Veröffentlichungen vergleicht er Worte aus allein 40-60 Sudansprachen. Er benützte jede Gelegenheit, über benachbarte und

selbst weit entfernte, im Sudan gesprochene Sprachen Erkundigungen einzuziehen und Sammlungen anzulegen. Durch ihn bekam man zum ersten Mal wissenschaftliche Auskunft über die Sprache der Kru-Neger, die doch viel weiter von der Goldküste entfernt sind. Sein großer Aufsatz über die Sprachen der Völker zeigt, dass er mit seinem großen Sachverständnis auch die Sprache der übrigen Welt in den Grundzügen kannte. In der neu gegründeten Zeitschrift für afrikanische Sprachen war er einer der Hauptmitarbeiter. Mit vielen anderen hat er Rat erteilt, mit allen bedeutenden Sprach-Gelehrten stand er in Briefwechsel, vielfach hat er geradezu die Bahn gebrochen.

Am meisten wundert man sich, dass ihm sein eigenes Volk die wissenschaftliche Anerkennung versagt hat. Es ging ihm auch hier wie seinem Landsmann Bengel. Weil Bengel keine Protektion hatte, wurde er nicht nach Tübingen berufen, was erst seinem weit weniger bedeutenden Enkel widerfuhr. Die französische Akademie hat Christaller zweimal mit dem Bolnen-Preis ausgezeichnet und beide Mal bedauert, dass sie ihm nicht den ersten Preis verleihen könne, da Werke vorlagen, die nicht bloß eine Sprache von etwa einer halben Million Menschen verhandelten, sondern indische Werke, die vielen Millionen zu gut kamen.

Es ist offenes Geheimnis, dass der berühmte Sanskritforscher Roth in Tübingen die vorgeschlagene Verleihung des Dokortitels an Christaller verhinderte, "weil er kein Maturum habe". Bezeichnend ist jedenfalls, dass sofort nach Roths Tod Missionar Kittel so ausgezeichnet wurde; leider war Christaller schon vorher gestorben.

In seinem Werk als Sprachforscher zeigte sich der ganze Charakter des Mannes; seine Pünktlichkeit, sein Fleiß, seine Bescheidenheit waren Auswirkungen seines Glaubenslebens. Sprachfehler machten ihm physisches Unbehagen.

Seinem Freund in England soll er nach der Abfahrt des Schiffes sofort eine Postkarte geschrieben haben, es sei ihm eben zum Bewusstsein gekommen, dass er in der letzten Unterhaltung einen sprachlich falschen Ausdruck gebraucht habe. Nach der gewaltigen Abschiedspredigt eines Missionars auf der Goldküste machte er ihn nachher auf seine Fehler aufmerksam.

Aber einmal wurde ihm doch gezeigt, dass auch dieser Vorzug zur Schwäche werden konnte. Er ging fast jedes Jahr zum Baseler Missionsfest und blieb meist noch ein oder zwei Wochen dort, um mit den Missionaren und dem Buchdrucker manches persönlich zu besprechen. So weilte er auch einmal dort – es mag im Jahr 1886 gewesen sein. Wie an den gemeinsamen Hausandachten, so nahm er auch an den Gebetsstunden teil. Einmal sogar betete er. Aber plötzlich entstand eine peinliche Stille – zuerst ein Stottern und dann war's aus. Als dann die Gebetsstunde vorüber war, stand er auf und sagte etwa folgendes: „Brüder, es hat mir weh getan, wenn ich das schlechte Deutsch hörte, das etwa in den Gebeten gesprochen wurde. Da wollte ich euch ein Mustergebet vortragen und dabei hat mich der liebe Gott stecken und zu Schanden werden lassen“. Still und wortlos gingen die Brüder nach Schluss der Gebetsstunde weg und jeder wunderte sich über das Bekenntnis dieses Mannes, von dem sie doch wussten, dass er Grund hatte und auch das Recht, sie zu verbessern.

Er ist in Afrika nicht in Erinnerung geblieben als großer Prediger, da er zu sehr rang nach immer besserem Ausdruck. Mit sich selbst war er am wenigsten zufrieden. Deshalb besserte er fortwährend an seinen Arbeiten. Er war durch und durch Missionar. Auch später versäumte er keine Gelegenheit, für das Evangelium zu zeugen. Ihm war es unmittelbare Gewissheit, dass Gott die Baseler Mission gerade die Mundart der Sprache habe zuerst bearbeiten lassen,



die mitten inne stand zwischen den beiden äußersten Flügeln und so eine Brücke bilden konnte zu einer gemeinsamen Schriftsprache.

Er ist, wie Professor Westermann mit Recht sagt, der letzte der großen, aus dem Baseler Missionshaus hervorgegangenen Sprachgelehrten und schließt würdig die Reihe der Kölle, Krapf, Rebmann usw.

Dürfen wir noch eines hinzufügen? Er war wie sie durchdrungen von dem Satz, den er in der ersten Frage seines heimischen Konfirmationsbüchlein gelernt: Trachtet im ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch das Übrige alles zufallen. Er war zuerst Missionar und zuletzt Missionar. Dass Gott König werde und sein gerechter Wille das oberste Gesetz in der Welt, dafür arbeitete er allein. Solcher Selbstverleugnung und Bescheidenheit konnte Gott das Übrige zufallen lassen, den Erfolg, den Ruhm.

#### **4. Missionsarbeit in der Heimat**

Christaller war und blieb Missionar, auch als er für immer vom Missionsfeld zurückgekehrt war und seit 1869 in dem württembergischen Städtchen Schorndorf lebte. Sein Herz gehörte weiterhin seinen Afrikanern. In seinem bescheiden Heim, seit 1880 im eigenen Häuschen, in der Stille der Gelehrtenstube entstand nach und nach eine ganze Reihe wertvoller Bücher für die afrikanische Mission. Von hier aus führte er die Produkte seiner Geistesarbeit durch die Presse, revidierte ältere Ausgaben und machte sie für neue Auflagen druckfertig. Auch manches, was von anderen Missionaren auf dem afrikanischen Missionsfeld übersetzt und abgefasst wurde, ging durch seine berichtigende Hand. Er war so vertieft in seine Arbeit, dass er des Vergehens der Zeit gar nicht achtete. Oft, wenn man ihn zum Essen rief, kam es wie bedauernd aus seinem Munde: Was? Schon wieder Zeit zum Essen? Einmal war seine Frau schon aufgestanden und trat ins Zimmer. Da saß der Mann noch bei der Arbeit und war hoch erstaunt, als seine Frau ihm sagte, dass es bald tag sei und er hatte gemeint, es sei gegen 12 Uhr nachts. Bei Nacht konnte er eben am ungestörtesten arbeiten. Seinem früheren Lehrer am Missionshaus ist auch sein Fleiß eindrücklich geblieben: „Fast Jahr für Jahr kam Christaller zur Baseler Festwoche; er pflegte im Missionshaus zu wohnen. Aber er schien nicht gekommen zu sein, um zu feiern. Sah man ihn in einem Gang oder auf der Treppe, so hatte er wohl ein Buch unter seinem Arm, das er von der Bibliothek des Missionshauses geholt hatte; saß man mit ihm nach Tisch auf einem Zimmer zusammen, so pflegte er punkt zwei Uhr aufzubrechen: „Ich habe zu arbeiten.“ Und noch in später Abendstunde, wenn längst die meisten Bewohner des Missionshauses sich zur Ruhe gelegt hatten, waren die Fenster seines Zimmers noch beleuchtet. Ausdauernden Fleiß und hingebende Treue in seiner Arbeit hat er noch in seinen letzten Lebensjahren als ergrauter Veteran bewiesen.“

„Christaller lebte ganz in seiner Forschungen über Sprachen. Manchmal saß ich mit ihm zusammen. Aber es sind wohl nie fünf Minuten vergangen, bis wir bei den Sprachen angelangt waren. Wie beherrschte er die Sprachen Afrikas! Ohne langes Besinnen wusste er anzuführen, wie dieses oder jenes Wort in fünf oder in zehn afrikanischen Sprachen laute. Er zeigte in kurzen und klaren Worten den Unterschied zwischen den eigentlichen Negersprachen und den so genannten Bantusprachen, die in Mittel- und Südafrika von den Kaffern, Betschuanen und Hereros, von Sambesi bis nach Kamerun gesprochen wurde. Welche Fülle von Gelehrsamkeit kam zutage, wenn er auf die Völkertafel in 1. Mose 10 zu sprechen kam, wie wusste er alle die zahlreichen Vermutungen, die zur Erklärung jener Namen aufgestellt sind!“

Durch schriftlichen Verkehr mit geschulten Eingeborenen, besonders mit dem Negermissionar David Asante, der schon vor Jahren sein Sprachgehilfe gewesen war, suchte er seine Kenntnisse des Tshi frisch zu erhalten. Auch war es ihm vergönnt, eine Zeit lang einen jungen Tschier Nikolas Clerk, der jetzt noch in der Eingeborenenkirche auf der Goldküste an leitender Stelle steht, für seine Sprachstudien um sich zu haben. Derselbe sollte in seinem Hause zugleich Deutsch lernen, um dann im Baseler Missionshaus seine Ausbildung fortzusetzen. Ein kleines Erlebnis ist mir noch in Erinnerung. Einst war Nikolas von einem Missionsfreund zum Mittagessen eingeladen und blieb bis gegen Abend. Beim Nachtessen zu Haus schmeckte es ihm nicht, und alles Zureden half nichts. Da erwiderte er sich entschuldigend: „Ich habe Kühe gegessen.“ Allgemeines Erstaunen, das sich in einer Lachsalve der Kinder Luft machte. Es stellte sich dann heraus, dass er hatte sagen wollen: „Ich habe Kuchen gegessen.“

Christaller blieb Missionar auch in dem Sinn, dass er überall für die Sache seines himmlischen Königs warb. Er hat seinem Namen erst die jetzige Form und eine sinnige Deutung dazu gegeben. In den alten Kirchenbüchern ist der Name Christeter oder Christelin geschrieben. Die Familie stammt aus der Schweiz und der Name ist wohl so entstanden, dass einer Christian oder schweizerisch „Christeli“ hieß. Dessen Sohn wurde dann Christeler = Sohn des Christeli genannt. Daraus wurde nun die Schreibweise Christaller gebildet. Dieser Name wurde ihm nun der Wahlspruch seines Lebens: Christ-us ist aller Welt Heiland, und er fühlte sich berufen, allen, die mit ihm in Berührung kamen, das Heil zu verkünden. Wir haben vernommen, wie er schon in seinem ersten Schuljahr unter seinen Mitschülern missionierte. Auch als Jüngling trieb es ihn, mit Freunden zu reden von dem Einen, was Not ist, aber es gelang ihm nicht recht. Dann wollte er Handwerkslehrlinge an den langen Wintersonntagabenden versammeln, doch er kam nicht dazu aus lauter Bedenklichkeit, und darüber wurde es Frühling: „Ich meinte schon in jenen Tagen Netze auswerfen zu müssen, um Menschen zu fangen, sah aber dabei ein, wie ungeschickt ich noch dazu sei.“

Was ihm in seiner Jugend nicht gelang, das wurde ihm reichlich geschenkt in den späteren Jahren seines Lebens, als er Vorstand des Jünglingsvereins in Schorndorf war. Der Gründer des Vereins, der treffliche Schullehrer Gerlach, war am 15. Dezember 1875 entschlafen. Christaller wurde sein Nachfolger. So ein Jünglingsvater wie Gerlach, eine kleine gedrungene Gestalt, mit gekrümmten Rücken, unverheiratet, war nicht leicht zu ersetzen. Aber auch Christaller brachte seinen Jünglingen ein Herz voll Liebe entgegen und so konnte der überaus demütige, selbstlose Mann Eingang und Vertrauen zu denselben finden. Auch Christaller war nicht von ansehnlicher Gestalt, hager, bräunlich, ein Afrikaner. Wer aber in das leuchtende Antlitz jedes der beiden Männer schaute, wie der Friede Gottes sich auf ihnen abspiegelte, musste einen tiefen Eindruck bekommen. So sagte einer, der ihn als Knabe öfter in Schorndorf sah, wo er auf Besuch bei seinem Großonkel Präzeptor Rösler war, er habe tiefe Eindrücke von der geheiligten Persönlichkeit und von der Größe des Missionswerkes bekommen, die ihm Jahrzehnte hindurch unvergesslich geblieben seien, und die mit dazu beigetragen haben, dass er sich später auch dem Dienst Gottes in der Mission weihte. Auch einem andern gab Christaller den ersten Anstoß dazu. Wir lassen ihn selber erzählen: „Als vierzehnjähriger ganz besonders schüchterner Landbub wurde ich gleich in den ersten Wochen meiner Schorndorfer Zeit von einem Freund in den Jünglingsverein mitgenommen. Damals kam man noch in einem Paterzimmer im Hause von Herrn Kunstmüller Hahn in der Vorstadt zusammen. In dem engen Raum fehlte es an jenem Sonntagabend an Sitzgelegenheit. Ältere Vereinsmitglieder, stämmige, wettergebräunte Weingärtnerssöhne,

kamen noch herein. Einer von ihnen forderte auf der hinteren Bank zum Zusammenrücken auf. Er tat's im derbsten Schwäbisch: Drucket, dass 's Brüa geit.“

Schon wollten dem Neuling allerlei Bedenken aufsteigen, da erschien der Vereinsvorstand, ein Herr mit ergrautem, welligem Haar und einem Spitzbärtchen; an Stelle des Kragens trug er eine Halsbinde. Die Freundlichkeit und Milde selbst war mit ihm eingetreten. Das sei Herr Missionar Christaller, ein sehr gelehrter Mann, sagte mein Führer.

Bei der Schriftbetrachtung war gerade der Turnbau zu Babel an der Reihe. Da machte dann Herr Christaller bei der Schilderung der Sprachverwirrung darauf aufmerksam, dass in sonst sehr voneinander verschiedenen Sprachen für gewisse Dinge – wenn auch in seltenen Fällen – ein und dasselbe Wort gebraucht werde. So finde sich z. B. Das Wort „Sack“ auch im Hebräischen, ebenso im Lateinischen in der Form „saccus“, griechisch „sakkos“ usw. Das lasse sich vielleicht so erklären, dass damals, als die Menschen nach allen Seiten auseinanderstrebten, die Stammväter je einen Sack, gefüllt mit ihrer Habe mitnahmen und darum besonders dieses Wort gemeinsamer Besitz geworden sei. Ein feines Lächeln spielte dabei auf des Erzählers liebem Gesicht. Und wie interessant das war! Da konnte man ja gar nicht anders, als wieder und immer wieder kommen und endlich Vereinsmitglied werden.

Mit dem „Sack“ hatte mich der liebe, bescheidene, demütige Herr Christaller gleich beim ersten Zusammentreffen gefangen. Mehr als drei Jahre lang hatte ich dann Gelegenheit, ihn in Vereinsstunden, bei Festfeiern und auf Ausflügen zu hören, zu beobachten, zu bewundern, und entdeckte kein Fehlerchen an ihm. Während eines für meine Entwicklung sehr wichtigen Lebensabschnitts „träuste mir von Segen dieser Mann“, und er ahnte es nicht, was er mir war.

Einmal fehlte in der Vereinsstunde der Harmoniumspieler. Nach kurzer Umfrage bot sich ein junger Mann an, den Gesang auf dem Harmonium zu begleiten. Er hatte sich zuviel zugetraut, ließ das Instrument schauerlich tönen und blieb zuletzt mit uns stecken und schämte sich sehr, sehr über sein Missgeschick. Da nahm ihm Herr Christaller auch schon das Schämen ab, indem er erklärte, er ganz allein sei Schuld am Misslingen, er hätte nicht zum Spielen auffordern und jemand nicht zuviel zumuten sollen. Meine Achtung vor dem Missionar und Sprachgelehrten wurde Ehrfurcht. Welch ein Segen für die Welt sind die, deren ganzes Wesen so davon zeugt, wem sie angehören.

Wieder und wieder fragte Herr Christaller in unseren Zusammenkünften, ob denn nicht jemand unter uns sei, der in den Dienst der Mission treten wolle. Wie Angelhaken blieben solche Fragen in meinem Inneren haften, bis nach langem Überlegen und Widerstreben und dem großen seligen Erleben der 18jährige Wirtssohn in Herrn Christallers Studierzimmer trat und sich bei ihm zum Eintritt in die Baseler Mission meldete. Als unser Pfarrer in R. , der rheinische Missionarssohn, mich durchaus in Barmen haben wollte und ich Herrn Christaller um Rat fragte, meinte er: „Gehen Sie dann nur getrost dorthin, Barmen und Basel sind ganz schwesterlich miteinander verbunden.“ Er konnte nicht ahnen, dass der Weg des Borneomissionars (Epple) 30 Jahre später doch noch bei Basel einmünden werde (da 1920 Borneo von der Baseler Mission übernommen wurde), ebenso wenig wie ich wusste, dass meine Mutter ihren einzigen Sohn schon in frühester Kindheit dem Herrn gelobt hatte. Sie wollte abwarten, ob Gott selbst mich in seine Dienst rufe. Er hat dann alles so gefügt, dass ich jahrelang einem Jünger Jesu begegnen durfte, dessen ganze Art gerade auf mich tiefen Eindruck machen musste.“

Ob es nicht auch zum Teil dem Einfluss des Jünglingsvereinsvorstandes zuzuschreiben ist, dass so viele junge Männer aus Schorndorf sich zum Missionsdienst meldeten? Nicht weniger als 21 Missionare sind aus dieser Stadt hervorgegangen. Ein Engländer, der einmal ins Baseler Missionshaus kam, meinte, dieses Schorndorf müsse wohl eine sehr große Stadt sein. Er war dann sehr erstaunt, als er vernahm, dass es nur ein kleines Landstädtchen mit damals 4000 Einwohnern sei.

Einmal hatte der Vorstand ein nettes Erlebnis. Der Weg zum Versammlungsraum der Jünglinge in der Vorstadt führte am Bahnhof vorbei. Dort standen an den Sonntagabenden viele junge Burschen umher. Christaller benützte die Gelegenheit, um sie in den Jünglingsverein einzuladen. Eines Abends redete er auch in diesem Sinn auf einen jungen Menschen ein, der die Hände in den Hosentaschen und den Glimmstengel im Munde lässig dastand. Aber der rührte sich nicht. Da redete der Jünglingsvereinsvorstand vom Rauchen, dass das eine Torheit sei und die Gesundheit schädige. Die Tiere seien vernünftiger als der Mensch. Diese meiden alles, was ihrer Gesundheit nicht zuträglich sei. Nun dämmerte auf einmal etwas im Kopf des jungen Burschen, die Lippen bewegten sich und zwischen den Zähnen kam es heraus: „Der Mensch sei jo a verkommener Aff!“ Da konnte sogar der sonst so ernste Missionar herzlich lachen, wenn er davon erzählte. Der junge Mensch hätte natürlich sagen sollen, der Mensch sei ein *veredelter* Affe. Aber in der Tat – schon mancher Mensch hat sich unter das Tier erniedrigt.

Manche früheren Mitglieder des Jünglingsvereins haben es bestätigt: Es waren schöne Zeiten im Verein unter Christaller, nicht so viel Betrieb wie später, aber es war eine innere Harmonie da, ein stetes Verbundensein der Mitglieder, gegründet auf den Gehorsam gegen den himmlischen Herrn und König.

Wie ihm seine Zeit und Kraft, die er noch unreifen Menschen widmete, nicht leid war, wenn er nur den Samen des Wortes Gottes ausstreuen durfte, so konnte der angesehene Gelehrte und tiefgründige Bibelkenner in der altpietistischen Gemeinschaft zu den meist einfachen Laien hinsitzen und ihren Ausführungen bescheiden zuhören, hin und wieder seine Gedanken einflechtend. Wie er mit seinem Gott fleißig Gemeinschaft pflegte, so suchte er auch mit Gleichgesinnten Gemeinschaft. Wie man von manchen Gelehrten weiß, vergaß auch er sich nicht selten, und es war köstlich, wenn er in solchem Fall verspätet, schüchtern die Tür öffnete, als dürfe er es kaum wagen einzutreten. Eines Tages kam er einmal zu einem Bruder zu einer Besprechung. Die Glocken läuteten zur Christenlehre, es läutet aus. Nach einiger Zeit fiel es ihm plötzlich ein, er habe Aufsichtsdienst in der Christenlehre und eilte fort. Als er später zur Fortsetzung der Besprechung wiederkam, antwortete er mit seiner sanften Stimme auf die Frage, ob es noch gereicht habe: „Als die letzten Klänge der Orgel verklungen bin ich eingetreten.“

Seinen Dienst als Kirchengemeinderat, dem er bis zu seinem Tod angehörte, hat er ernst genommen. Er hat nicht nur pflichtschuldigst an den Sitzungen teilgenommen, sondern er hat auch in seinem Bezirk die Kranken besucht und Seelsorge getrieben. Selber ein Kind des Friedens hat er, wo er konnte, zum Friedengemahnt. So kam er auch einmal in ein Haus, wo zwei Frauen Händel hatten. Er suchte den Streit zu schlichten und wollte zuerst ruhig jeden Teil anhören. Aber da überschütteten sich die beiden Frauen mit soviel Vorwürfen und Schimpfworten, dass er rat- und hilflos dastand. Als nun doch eine kurze Pause entstand, konnte auch er endlich zum Wort kommen und aus tiefster Überzeugung heraus sagte er nur: „Ihr seid aber zwei böse Weiber“, drehte sich um und ging davon. Und merkwürdig – das wirkte. Die beiden Weiber schauten sich verdutzt eine Weile an, schämten sich doch ein

wenig und dachten wohl: so ganz Unrecht wird er nicht haben. Von da an soll es besser bei ihnen gewesen sein.

Wenn der viel beschäftigte Gelehrte sah, dass er einem Menschen eine Freunde machen oder einen Dienst erweisen konnte, so fand er die Zeit dazu. So ist es jetzt noch in seiner Heimatstadt Winnenden in dankbaren Andenken: Wenn in früheren Zeiten die Handwerker von dort auf den Markt nach Schorndorf kamen, um ihre Waren feil zu bieten, durften sie sicher sein, dass sie von ihrem Landesmann aufgesucht wurden. Das war ihnen eine besondere Ehre, wussten sie doch, wie kostbar ihm seine Zeit war. Noch ein anderes Beispiel: Eine jetzt 86jährige Witwe eines früheren Missionars hat ihren Kindern schon manchmal gesagt: „Was Herr Christaller unserem Vater gewesen ist in der Zeit, als er schwermütig war, kann ich ihm nie vergessen; immer werde ich ihm dafür dankbar sein. Täglich hat er den schwermütigen Mann abgeholt und ist mit ihm spazieren gegangen.“ Ein großer Redner war Christaller nicht. Er hatte eine schwache, nicht durchdringende Stimme. An den Missionsfesten im Rems-Tal saß er lieber unter der Kanzel, als dass er auf ihr gestanden wäre. Aber wo er aufgefordert wurde, entzog er sich nicht, ein kurzes Wort zu sagen. Ein Beispiel haben wir schon vernommen. Es möge noch die Erinnerung eines anderen Zeugen folgen: „Nur eine einzige Rede habe ich aus seinem Munde gehört. Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1894 (also ein Jahr vor seinem Tode). Der studentische Missionsverein in Basel hatte wie gewöhnlich seine Hauptversammlung in der Baseler Festwoche. Die Zeit war schon vorgerückt. Mit zitternder Stimme richtete auch Christaller ein Wort an die Schweizer Studenten: Afrika ist zerteilt unter die europäischen Völker. Fast jeder Staat in Europa hat sich einen Anteil an afrikanischem Besitz gesichert. Aber die Schweiz ist leer ausgegangen bei diesem Handel. Doch es gibt noch ein Reich in Afrika einzunehmen: Das Reich der Sprachen; erobern Sie es!“ So voll von Begeisterung und doch voll Bescheidenheit sprach der Mann, der selbst ein Herrscher war im Reich der Sprachen, ein König der Sprachen von Gottes Gnaden.

Und nun noch etwas zu seiner Missionsarbeit in seiner Familie. So ist schon oben erwähnt worden, dass er sich im Sommer 1857 verheiratete. Seine Frau Emilie war die Tochter des Ratsschreibers Ziegler in Waiblingen, welche noch acht weitere Geschwister hatte. Am 11. September 1856 wurde sie in Basel verabschiedet. Über Paris ging's nach London, wo sie sich am 25. September mit drei anderen Missionsgeschwistern nach Afrika einschiffte. Aber schon am zweiten Tage erlitt das Schiff infolge eines gewaltigen Sturmes Schiffbruch westlich von Dover. Das Steuerruder zerbrach und das Schiff wurde auf ein Felsenriff getrieben, wo es hängen blieb. Eine Zeit lang schien alle Hoffnung auf Rettung vergeblich. Da gelang es, vom Schiff aus, dessen Hinterteil schon im Wasser versunken war, mittelst einer Rakete ein Doppelseil ans Land zu schießen. Dort wurde das eine Seil befestigt und straff angespannt. An dieses wurde sodann ein Strick in Form einer Schleife gehängt, sodass sich eine Person darin wie in den Sitz einer Schaukel setzen konnte. An diesem Stricksitz war das zweite Seil befestigt, mittelst dessen derselbe nach dem Ufer und wieder zurück ans Schiff konnte gezogen werden. SO wurde eins ums andere von den Schiffbrüchigen ans Land befördert. Als die Reihe an die Braut von Christaller kam, wurde ihr in der Eile die Schleife, in der sie saß, nicht recht in die Hand gegeben, und als man anfang zu ziehen, merkte sie, dass ihr rechter Daumen zu nahe an dem feststehenden Seil, an dem die Schleife hinrollte, war. So wurde ihr der Daumen bis auf den Knochen durchgescheuert. Der namenlose Schmerz machte sie bald bewusstlos und sie fiel ins Wasser. Aber im letzten Augenblick packten sie kräftige Matrosenhände und retteten sie vollends ans Land. Im Hause eines englischen Predigers wurde sie liebevoll aufgenommen und gepflegt. Die Wunde heilte überraschen schnell. Mutig ertrug sie den Verlust ihrer ganzen Habe. „Ich habe Schiffbruch gelitten, aber

nicht im Glauben; der steht fest wie der Fels im Meer, der sich durch die Wucht unseres Schiffes nicht vom Platz bringen ließ“, konnte sie bald darauf allerdings zunächst nur mit der linken Hand nach Hause schreiben. Das war der Anfang ihrer Missionslaufbahn. Zwei Monate später konnte sie mit einem anderen Schiff nach Afrika fahren und vom 6. Januar 1857 datiert ihr erster Brief von Afrika. Der erste Sohn, der spätere Gatte der Schriftstellerin Helene Christaller, wurde ihnen noch in Afrika geboren, eine Tochter und weiter drei Söhne in Basel, Winnenden und Waiblingen, nachdem Christaller wegen seiner geschwächten Gesundheit nach Europa hatte zurückkehren müssen. Im Juni 1862 zog Christaller zunächst allein wieder nach Afrika. Erst später folgte seine Frau nach heißem Trennungsschmerz von den Kindern, die Teils in Basel, teils bei Verwandten in Württemberg untergebracht wurden. Am 13. August 1866 erlag sie in Knebi dem Fieber. 1868 kehrte Christaller für ganz in die Heimat zurück und ließ sich das Jahr darauf in Schorndorf nieder, wohin er hauptsächlich seiner Kinder wegen zog. Die vier Söhne besuchten nacheinander die Lateinschule daselbst, die durch Präzeptor Bauer (später Rektor in Göppingen) einen weit verbreiteten Ruf erlangt hatte. Es war ihm ein Bedürfnis, seine Kinder, von denen er solange getrennt gewesen war, um sich zu haben und zu erziehen zu Gottes Ehre. 1871 gab er ihnen eine zweite Mutter in Berta geb. Ziegler, einer Schwester seiner ersten Frau, von der ihm wiederum eine Tochter und vier Söhne geboren wurden.

Bei der zahlreichen Familie hat er viel Freude und Leid erlebt. Ein Sohn der zweiten Frau starb mit sechs Jahren. Noch mehr Schmerz bereitete ihm, dass zwei von seinen Söhnen erster Ehe nicht denselben Glaubensweg wie er gingen. Durch stundenlange Disputationen suchte er sie, wenn sie in den Ferien von der Universität nach Hause kamen, für die von ihm erkannte Wahrheit zurück zu gewinnen. Aber an den eigenen Kindern versagte sein missionarischer Eifer, und schwer trug er daran, dass der eine von ihnen unheilbar geistig erkrankte. Umso mehr bereiteten ihm jedoch andere Kinder Freude. Wie beglückt war er, als sein vierter Sohn Theodor 1886 als erster deutscher Reichsschullehrer nach Kamerun berufen wurde. 1895 wurde seine Tochter Hanna die Gattin des Reichsschullehrers Köbele in der anderen deutschen Kolonie in Westafrika, im Togogebiet. Er hätte gerne alle seine Kinder in sein geliebtes Afrika ziehen lassen. Welche Freude für ihn, als ein Kranz von Enkelkindern um ihn herum blühte! Allein im Jahr 1893 wurden ihm vier Enkelsöhne geboren.

Der mit seinen Spracharbeiten so viel beschäftigte Mann hatte zwar nicht viel Zeit für seine Kinder. Sie durften ihn in seiner Arbeit nicht allzu oft stören, und schlichen lieber scheu an der Tür des Studierzimmers vorüber. Aber eins wussten sie alle: Unser Vater trägt uns auf betendem Herzen. Es geht einem Vater oft wie der Schwalbe, wenn die jungen flügge geworden sind. Dann fliegen sie bald selbstständig nach allen Seiten und lassen sich nicht mehr im Neste halten. Es hätte ja auch keinen Platz mehr darin. So gehen die Kinder aus dem Elternhaus fort und bilden sich einen eigenen Lebenskreis. Da war es nun der stete Wunsch des kindereichen Vaters, dass Ein Band alle seine Kinder umschlingen möge, die Liebe zu dem für uns gekreuzigten Herrn und Heiland. Als Beispiel dafür diene der stehende Schriftsatz, der zugleich die klaren, deutlichen Schriftzüge seiner Hand zeigt, die so unendlich viel geschrieben hat.

Es ist mir unvergesslich, als ich den treuen Vater zum letzten Mal lebend sah. Ich war Student der Theologie im zweiten Semester. Zu Fuß wanderte ich von Schorndorf aus über den Schurwald Tübingen zu. Der Vater begleitete mich eine Strecke des Wegs den Berg hinauf. Da blieb er stehen und sagte mit bewegter Stimme: „Ich wollte ein Wurm sein auf dieser Erde, wenn nur meine Kinder selig werden“. Dabei standen Tränen in seinen Augen.



Das war sein Wunsch, dass es in seinem Hause und in den Häusern seiner Kinder auch so stünde, wie es Philipp Spitta singt:

O selig Haus, wo du die Freude teilest,  
Wo man bei keiner Freude dein vergisst!  
O selig Haus, wo du die Wunden heilest,  
Und aller Arzt und aller Tröster bist,  
Bis jedes einst sein Tagewerk vollendet  
Und bis sie endlich alle ziehen aus  
Dahin, woher der Vater dich gesendet,  
Ins große, freie, schöne Vaterhaus.

Früher als er gedacht, durfte er vorangehen in dieses schöne Vaterhaus. Am 6. Dezember 1895 fand er sich noch im Kreise ehemaliger Baseler Missionare in Stuttgart ein und beteiligte sich in lebhafterer Weise als sonst an der üblichen Besprechung eines Schriftabschnitts. Den folgenden Tag arbeitete er mit einem Kameruner Missionar bis gegen Mitternacht und fühlte keinerlei Beschwer. Da auf einmal, Sonntag, den 8. Dezember trat ein darmleiden ein, das schon am folgenden Tag seine Kräfte schwinden ließ. Als ein weitere Arzt schließlich Darmverschlingung feststellte, ließ er sich nach Stuttgart ins Diakonissenkrankenhaus bringen in der Hoffnung, dass ihm durch eine Operation das Leben eine zeitlang gefristet werden könnte. Er war zwar fertig und bereit zum Heimgang, aber er hoffte, um der vielen Arbeit willen, die noch zu tun sei, möchte ihm der Herr noch eine Gnadenfrist gewähren. Doch es war in Gottes Rat anders beschlossen. Seine Kräfte schwanden schnell dahin. Aber mit getrostem Blick schaute er auf den Herrn, dem er sein Leben geweiht hatte:

„Meine Arbeit geht zu Ende und der Sabbat bricht mir an;  
Die durchgrabenen Füß' und Hände haben alles für mich getan.“

Noch ehe die Operation ausgeführt werden konnte, entschlief er ohne allen Kampf im Glauben an seinen Erlöser am Abend des 10. Dezember in seinem 69. Lebensjahr. In Schorndorf, wo er so viele Jahre in aller Stille gelebt und gearbeitet hatte, wurde er am 20. Dezember zur Ruhe bestattet. Die allseitige Teilnahme, die ihm die Bevölkerung Schorndorfs und der Umgegend noch bei seinem letzten Gang entgegenbrachte, bewies deutlich, wie jedermann ihn geliebt und geachtet hatte.

Als im folgenden Jahr am 5. Mai zuerst der Schwiegersohn Köbele im Togogebiet und am 13. August, dem Todestag seiner Mutter, der Sohn Theodor in Kamerun starb und also die Familie innerhalb Jahresfrist ihrer drei „Afrikaner“ beraubt wurde, da ist es uns deutlich geworden: Gott hat es gut mit ihm gemeint, dass er ihn als ersten wegnahm und ihm den Schmerz ersparte, den ihm der frühe Tod der anderen bereitet hätte.

Gott hat es alles wohl bedacht und alles, alles recht gemacht. Gebt unserm Gott die Ehre!

In dem Heimatbuch von Winnenden, das der dortige Oberlehrer Börner mit viel Fleiß und Liebe zusammengestellt hat, schließt das Lebensbild von Missionar J. G. Christaller mit den Worten: Auf der Goldküste und in Schorndorf bleibt das Gedächtnis unseren großen Landsmannes im Segen. Aber auch wir wollen je und je einmal vor dem bescheidenen Häuschen in der Brunnengasse stille stehen und bedenken, dass ein Großer im Reich der Wissenschaft und im Reich Gottes von hier ausgegangen ist. Wenn auch keine Gedenktafel

uns dort seinen Namen verherrlicht, so schreiben wir doch im ehrenden landsmännischen Gedenken darüber:

Johann Gottlieb Christaller  
Geboren den 19 November 1827

Und dazu die Worte aus seiner Negerbibel:

Oyi ne ade a mayi no a obesoa me din ako amanaman ne ahene anim, zu deutsch: Siehe, sieser war mir ein auserwähltes Rüstzeug, dass er meinen Namen getragen hat vor die Heiden. Ap. Gesch. 9,15.

Als aber die Zeit der 100. Wiederkehr seines Geburtstages nahte, hat das Wort von der Gedenktafel doch weitergewirkt.

Es war eine erhebende Feier, als das von Sohneshand (Professor Paul Christaller in Stuttgart) geschaffene Bildnis am 20. November 1927 an der Stadtmauer in Winnenden enthüllt wurde gegenüber der Stätte, wo das inzwischen abgebrannte elterliche Häuschen gestanden hatte. Vier Kinder und acht Enkelkinder (von 5 bzw. 15 noch lebenden) konnten an der Feier teilnehmen.

Wenn er, der nie solche Ehre gesucht hat, diese Gedenktafel anschauen würde, so würde er wohl verwundert den Kopf schütteln und vielleicht sagen: Was macht ihr für unnötige Sachen! Sorget vielmehr und freuet euch, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind. (Luk. 10,20)

Worte vor der Enthüllung der Gedenktafel für J. G. Christaller  
In Winnenden, am Sonntag, den 20. Nov. 1927

Gestern vor 100 Jahren war hier ein Knabe geboren,  
im engsten Winkel der Stadt, ganz armer Leute Kind.  
Ärmlich wuchs er heran nach dem frühen Tod des Vaters,  
treu von der Mutter versorgt, unter der Schwestern Hut,  
Früh schon zeigt' sich die Gabe, die wundersam Gott in ihn legte,  
als er in hiesiger Schul' lernte sein erstes Latein.  
Doch nur dem Dienste des Höchsten wollt' seine Kräfte er weih'n,  
drum zog als Missionar er zu den Negern hinaus.  
Liebevoll lauscht' er den Lippen, erforscht das Geheimnis der Töne,  
bis er im Tiefsten erfasst ihrer Sprache Gesetz.  
Und als den kostbaren Schatz hat er diesem Volke gegeben,  
dass sie das göttliche Wort hören im Mutterlaut.  
Wir aber freuen uns heut', dass wir durften dies Denkmal errichten,  
ihm, den bescheidenen Mann; still ging er stets seinen Weg.  
Doch sein Name lebt fort „als ein König im Reiche der Sprachen“,  
den Gott als Werkzeug gebraucht zu seines Reiches Bau.

Jetzo falle die Hülle, das jeder sein Bildnis erschaue!  
Und den Vätern der Stadt geb' ich's zu treuer Hut.

Pfarrer Karl Christaller, Winterbach

### **Additional information**

“The Akrofi-Christaller Memorial Centre for Mission Research and Applied Theology is named after two past great scholars of the Twi language and pioneer figures in the cultural witness of the Church in Ghana.

The Centre stands in a tradition that combines piety, creativity and academic excellence in the furtherance of the witness to the gospel in Ghana and across Africa.

This was the hallmark of the training given in the historic Akropong Seminary whose buildings, (Basel House in Akropong-Akuapem), constructed in the 1840s and 1860s but renovated by the Centre in 1992, and expanded in 1996-1998, the Centre now occupies.

The Centre has modern and well-maintained residential and catering facilities, a significant and up-to-date specialist library, and lecture and study facilities in a historic setting where issues of gospel and culture are a day-to-day concern.

The 30 staff members seek to model Christian community, meeting for daily worship as the accompaniment of academic and pastoral activities.

The Centre was formally established by the Presbyterian Church of Ghana (PCG) in 1987 as an independent body, a company limited by guarantee and registered under the Companies Code as a charity.

The legal and administrative structures of the Centre were designed with a view to creating an institution that would be sustainable, financially self-supporting and sufficiently open to serving also the needs of the wider Christian and academic communities. We very much appreciate your visit and value every time you spend with us. Explore our website and find out more about ACMC.”

after < <http://www.acmcghana.org/> >, 2006